

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 7.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;
vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 1. April 1893. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4 1/2 M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Nachdruck verboten.

Die Kirchgängerin.

Siehe das Bild Seite 55.

Wie sich Halm und Gräser neigen!
Wie es jubelt, wenn sie naht!
Blüthenschnee auf allen Zweigen,
Ostergrün auf jedem Pfad!

Durch die Wipfel geht ein Rauschen,
Ahnungsvoll und lustgeschwellt,
Und in traumbefangnem Lauschen
Ruhet die glanzumfloss'ne Welt.

Schmeichelnd um die dunkeln Locken
Spielt der Hoffnung Heil'genschein . . .
Läutet, goldne Osterglocken,
Ihr den Lenz der Liebe ein!

Ernst Eckstein.

Leichtsinniges Volk.

Novelle von Paul Oskar Höcker.

(Schluß.)

Die Ruhe der ersten Wochen hatte ihr ja ganz wohl gethan, denn die mannigfachen Sorgen und Aufregungen waren trotz ihres Leichtsinns nicht spurlos an ihren Nerven vorübergegangen. Aber jetzt hielt sie die Einsamkeit nicht länger aus.

Plötzlich stieg sie einmal die beiden Treppen zu Friedels Atelier empor, um sich im Gespräch mit dem jungen Maler zu zerstreuen. Liddemann hatte bei Frau Konsti täglich seine Aufwartung gemacht und sich allmählig ihr Interesse erworben.

Und Friedel war ja auch wirklich ein guter Junge! Im Lauf der Zeit vergab es ihm Frau Susanna sogar vollständig, daß er sich damals so dreist . . . oder wie war es doch? Sie hatte dem jungen Mann irgend etwas zu verzeihen — dessen erinnerte sie sich. Und da er sich nun die ganze Zeit über so tactvoll und

becheiden benommen hatte, so wollte sie ihm nichts mehr nachtragen.

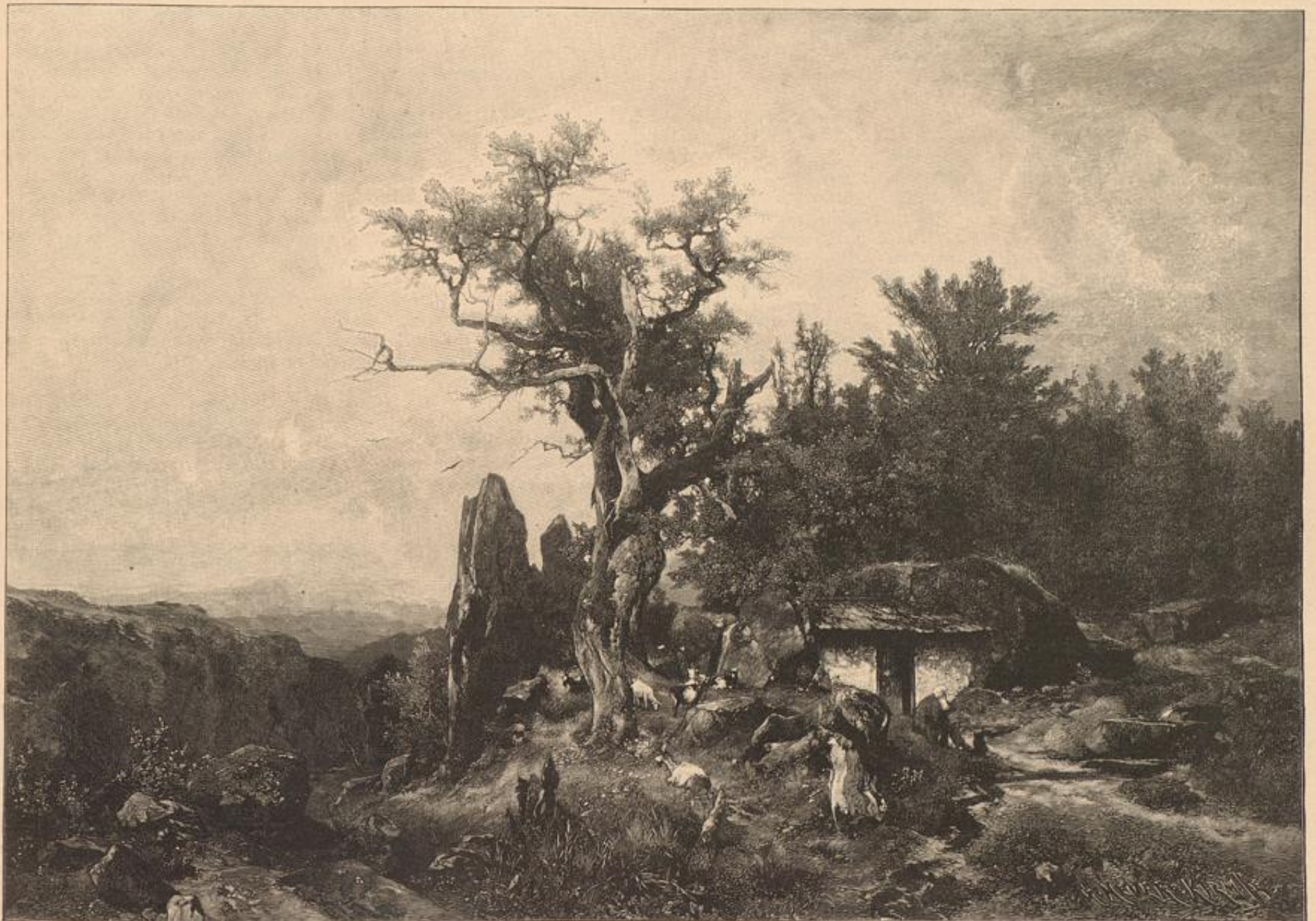
Wenn Liddemann an sein eigenthümliches Verhältniß zu Frau Susanna dachte, so lächelte er oft vor sich hin. Er hatte der unglücklichen Frau die Kränkung von damals längst vergeben. Aber vergessen hatte er sie doch nicht. Ja, in seinem Herzen schlummerte sogar noch etwas wie Rachsucht. Aber diese war ungefährlich. Friedel hatte sich vorgenommen, aus Frau Susanna selbst das zu machen, was sie einst eine Proletarierin genannt hatte. Das Wort verursachte ihm manchmal in der Kehle ein Gefühl wie — ja, wie Heimweh. Es drückte und quälte ihn, und er mußte es gewaltsam hinunterwürgen.

Eine Proletarierin, wie es seine Mutter gewesen — nun, dessen brauchte sich Frau Susanna nicht zu schämen.

Nachdem sie einmal die Luft derselben Räume geathmet, sich an den freundlichen, sorgsam eingerichteten Haushalt gewöhnt hatte, konnte es gar nicht fehlen, daß sie sich bald auch etwas von dem Wesen der Heimgegangenen aneignete.

Friedel hatte sich nicht getäuscht.

„Nun sagen Sie nur, was hat denn Ihre Mutter



In der Wachau. Nach dem Bilde von Eduard von Lichtensfels. Original in der Gemälde-Galerie der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien. — Siehe Seite 55.

Photographie-Verlag von E. Angerer, Wien.

so den lieben langen Tag hier angefangen?" fragte Frau Susanna den jungen Maler, der sich auf die Aufforderung seines Besuchs wieder an seine Staffelei zur Arbeit gesetzt hatte.

Liddemann blickte überrascht auf.

"Oh, da giebt's doch tausenderlei!" sagte er lächelnd. "Vor Allem die Küche . . ."

"Was, Ihre Mutter hat selbst gekocht?"

"Ei gewiß. Sonst wäre ich wohl kaum so ein großer und kräftiger Bengel geworden. Ueber eine gute Hausmannskost geht doch nichts."

"Um. Die müssen Sie nun auch entbehren."

"Ja, sehen Sie, Frau Konksi, als ich herangewachsen war, kam mir's ja weniger auf das Essen selbst und dessen Zubereitung an, als darauf, daß ich mir sagen konnte: Das hat dein Mütterchen eigens für dich bereitet! — Wenn ich von der Akademie den weiten Weg hierher zurückgelegt hatte, dann war es etwas zu Beagliches, sich an den hübsch gedeckten Tisch setzen und Mutter's Kochkunst preisen zu können. Denn das hätten Sie sehen müssen, wie sich die alte Frau über jedes Lob freute. Ich malte mir immer aus, wie mein Mütterchen den ganzen Vormittag geschäftig in der Küche hatte herumhantieren müssen, um mich ausgewachsenen Jungen mit dem oder jenem zu erfreuen!"

Frau Susanna wurde nachdenklich.

Ein paar Tage später stand sie selbst am Kochherd. Es war ihr erstes Debut — unter gütiger Mitwirkung der Aufwärterin. Vorläufig kochte Frau Susanna nur aus Langerweile.

Kora war sprachlos, als sie vom Unterricht nach Hause kam und ihre Mutter mit glühenden Wangen in der Küche stehen sah.

In geradezu feiertäglicher Stimmung setzte sie sich an den Tisch. Frau Susanna verfolgte mit Argus-Augen das Mienenpiel ihrer Tochter. Sie selbst hatte durch den Nüchternheit jeden Appetit verloren; auch hatte sie die ausgestandene Angst, — als die Aufwärterin der eigenen Wirtschaft wegen nach Hause mußte, — ziemlich erschöpft.

Kora schluckte die versalzene Suppe mit Todes-Verachtung hinunter. Zu dem Hauptgericht aß sie mehr Brod als gewöhnlich, quälte sich aber auch mit dem halbproben Fleisch recht schaffend ab. In geradezu auffälliger Weise sprach sie schließlich dem nicht verunglückten Eierkuchen zu.

Nach Tisch, beim Mahlzeitsagen, umarmte Kora die Mutter. Das war lange nicht mehr geschehen. Frau Susanna wunderte sich zuerst.

Nur des bißchen Essens wegen? Um hm! Kora schien ihr doch ein wenig zu materiell angelegt.

Als sich Frau Susanna, vom Hunger gequält, gegen Abend an das harte, zähe, mit den Zähnen kaum zu zerkleinernde Fleisch machte, erschraf sie. Jetzt erst begriff sie Koras Opfermuth.

Das gute Kind!

... Also wegen des Essens selbst war es doch nicht!

Frau Susanna nahm einen regelrechten Kochunterricht bei der Aufwärterin. Diese verfügte nur über einen bescheidenen Küchensettel. Vorläufig genügte er. Mit der Zeit — und nach vielen harten Anforderungen an Koras Wagen — gelangte Frau Susanna zu einer gewissen Fertigkeit.

Denn jetzt kochte sie nicht mehr aus Langerweile. Jetzt kochte sie aus Liebe.

19.

Eines Abends erhielt Friedel Liddemann den Besuch eines fremden Herrn. Er starrte den Unbekannten lange Zeit an.

"Richard Lutz," stellte dieser sich vor.

Jetzt erst erkannte Friedel den Herrn. Er war mit dem Assessor damals bei Konksis zwar nur flüchtig bekannt geworden, aber selbsterweise begrüßten sich heute die Beiden, als ob sie gute alte Freunde wären, die sich nach langen, langen Jahren zum ersten Mal wiedersehen.

Richard hatte sich, — da sein Urlaub zu Ende gegangen war, — nach jenem mißglückten Annäherungs-Versuch in der Hardenberg-Straße wieder in seine Heimathstadt zurückbegeben müssen. An Kora zu schreiben, wagte er nicht mehr.

Der Besuch bei seinem Vater war ihm sehr schwer geworden. Saladin schien so ziemlich vergessen gehabt zu haben, daß er noch einen Sohn besaß. Einer sehr herausfordernd gekleideten Dame, die zufällig in der Wohnung des Kunsthändlers anwesend war, wurde Richard denn auch gar nicht vorgestellt, — anscheinend, um das verwandtschaftliche Verhältniß nicht zu ver-rathen. Diesmal behandelte Saladin seinen Sohn noch kühler als früher. Nach langem Zögern erklärte er sich endlich bereit, Richards Bitte zu willfahren. Sie

betrifft seine geschäftlichen Beziehungen zu Konksi. Damit glaubte Saladin seinem Sohne einen ausreichenden Beweis väterlicher Zuneigung gegeben zu haben. Allzu-große materielle Opfer brachte er nicht. Denn die Strandscene war nun doch in seinen Besitz gelangt, — trotzdem sich Florian Konksi dagegen verweigert hatte.

Mit freudigem Schreck vernahm der Assessor von Liddemann, daß Kora und ihre Mutter nur zwei Treppen unter ihm wohnten. Wie elektrisirt sprang er auf und stürmte nach der Thüre. Aber Friedel hielt ihn zurück. Er schilderte dem Bekannten die jeckliche Verfassung des Mädchens. "Jetzt dürfen Sie um keinen Preis zu Kora. Sie hat sich kaum gefaßt. Sie würden den alten Schmerz wieder in ihr aufwühlen."

"Aber ich bitte Sie, bester Herr Liddemann, wozu bin ich denn sonst nach Berlin gekommen? Mit Hängen und Würgen habe ich ein paar Tage Urlaub bekommen — und ich sollte auch nur eine Stunde hier in denselben Hause mit dem Mädchen weilen, ohne es zu sehen — zu sprechen?"

Die beiden Männer führten eine längere ernste Unterredung. Richard berichtete dem jungen Maler den Wortlaut des Gespräches, das er damals in jener denkwürdigen Stunde mit Kora geführt hatte. Er war aus den erregten Worten des Mädchens nicht klug geworden. Erst allmählig vermochte er, sich das Geschehene zusammenzureimen. Die Reden der Portiers-Leute hatten ihn dann über den wahren Zusammenhang aufgeklärt. Als er abermals einen Gang nach der Hardenberg-Straße unternommen, war er in die völlig ausgeräumte Wohnung gekommen. Niemand vermochte zu sagen, wo die Maler-Familie ein Ende genommen. In jenen schweren Tagen war Richards Sommerurlaub gerade abgelaufen; er hatte sich trüben Sinnes nach seiner Amtsstelle in Thüringen begeben müssen.

Nachdem der Assessor seine lange Leidens-Geschichte in großer Hast und Aufregung berichtet, legte Friedel tief-sinnig den Finger an die Nase. "Ich will sie wenigstens vorbereiten!" sagte er dann.

Der junge Maler verließ das Atelier und befahl dem Zurückbleibenden, sich nicht von der Stelle zu rühren. Richard mußte es geloben. Auf der Treppe machte Friedel wieder kehrt und drehte von außen den Schlüssel im Thürschloß um. Richard, der erwartungs-voll und klopfenden Herzens am Fenster stand, hörte es nicht.

"So einem Verliebten ist nicht zu trauen!" murmelte Friedel vor sich hin. Er sprach aus eigener Erfahrung.

Frau Susanna war noch in der Stadt und machte Einkäufe für den folgenden Tag. Kora war dagegen zu Hause. Einen so guten Bekannten wie Liddemann wollte sie, trotzdem sie sich allein in der Wohnung befand, nicht abweisen. Sie hatte ihm sogar wieder etwas heimlich zuzusteden, — aus der Harstadt nämlich. Kora, die ernste Kora, hatte sich wirklich zum Postillon d'amour hergeben müssen. Sie war überrumpelt worden. Erst hatte sich Friedel die Erlaubniß erbeten, ihrem Schreiben an Sascha einen eigenhändigen Gruß auf dem Rand des Briefbogens beifügen zu dürfen, später mußte ihm die junge Dame eine halbe, dann eine ganze Seite einräumen, und gegenwärtig wanderten von Berlin nach München und umgekehrt rosafarbene, veildendustende Biletchen, die zwar den Briefen der Schwestern nur beigelegt waren, aber dem Gewicht und der Bedeutung nach unbedingt den Hauptinhalt des schwerelichen Briefwechsels ausmachten.

Als Friedel dem jungen Mädchen gegenüber saß und etwas zögernd von vergangenen Tagen zu reden anhub, fiel ihm Kora peinlich berührt in's Wort. Aber Liddemann ließ sich nicht beirren. Er hatte sogar den Muth, Richards Namen auszusprechen. Da begannen Thränen zu fließen. Kora stand von ihren Büchern auf, in denen sie sich zum Unterricht für den folgenden Tag vorbereitete, ging in die Ecke und schluchzte vor sich hin. Friedel folgte ihr, unaufhörlich ihr zusprechend. Ja, er war sogar so dreist, ihr die Hände mitsammt dem Taschentuch vom Gesicht wegzuziehen. Nun drängte Kora den jungen Mann zurück und begab sich in's Nebenzimmer. Friedel folgte ihr auch hierhin.

"Fräulein Kora, lassen Sie doch mal im Ernst mit sich reden. Glauben Sie denn, ich hätte nicht gemerkt, daß Sie den Assessor immer noch gern haben? Und was hat er denn auch gethan?"

"Ach," schluchzte das Mädchen, "ich kann mich nie, nie wieder vor ihm sehen lassen. Wie stehen wir vor ihm da. An dem Tage, da er um meine Hand anhielt, hat man meinen Vater . . . ach Gott, ach Gott!"

Abermals gab's eine große Pause.

"Und nun wollen Sie Ihr ganzes Leben ver-trauern? Sich vor keinem Menschen mehr sehen lassen?"

"Nein. Vor ihm nie wieder. Weil ich ihn zu . . ."

"Aha!" schmunzelte Friedel. "Weil Sie ihn zu lieb haben. — Und haben Sie mich etwa nicht auch gern? Zum Kukud, und wir haben uns doch alle Tage gesehen! Und waren wir nicht oftmals ganz ver-gnügt, he?"

Kora mußte über das drollige Poltern Friedels trotz ihrer Thränen lächeln. "Ach, Sie meinen es ja so gut, aber — aber . . . ach, lassen Sie mich's doch allein tragen!"

"Fällt mir nicht ein," brummte Friedel. "Sie haben's bei mir mit Sascha nicht anders gemacht. Wenn Sie nicht gewesen wären und dem Mäd'el täglich von mir in's Baiernland berichtet hätten, — wer weiß, was für ein Münchener Kind mir die Kleine abspenstig gemacht hätte. Und dann hätte ich dagejessen an den Ufern der Spree wie die verlassene Ariadne. Das Geweine nützt aber überhaupt nichts, das will ich Ihnen bloß sagen! . . . Und was das dann gar für 'ne Idee ist, daß Sie sich wegen damals schämen müßten! Haben Sie vielleicht die Stirn zu behaupten, Sie müßten sich Ihres Vaters schämen?"

Erschreckt fuhr Kora auf. Der junge Mann sah sie mit beinahe zornigem Gesicht an.

"Schämen — des Vaters? Aber nein, ich — ich . . ."

"Das wollte ich Ihnen auch gerathen haben," fuhr Friedel polternd fort. "Denn dann hätte er sich Ihrer schämen müssen, verstanden? Was hat Ihr Vater denn verbrochen? Er hat nicht rechnen können, das ist Alles. Nun, das können die meisten Künstler nicht. Sie schweben eben oft ein bißchen in höheren Regionen. Und es ist gut so. Eines muß ja schließlich leichtsinnig sein — sonst käme kein Geld unter die Leute. Die Hauptschuld tragen aber Sie und Ihre Mama — und Fräulein Sascha. Jawohl."

Betreten blickte das Mädchen zu Friedel empor.

"Das sagen — Sie?"

"Allerdings. Aber einen Vorwurf mache ich Ihnen nicht. Und Ihrer Mutter auch nicht, denn der fehlte die Erziehung. Die häusliche nämlich. Sie war Gattin und Mutter, ohne ihre Pflichten zu kennen. Sehen Sie, und das ist das Kernübel. Wie wachsen die jungen Mäd'els heutzutage heran! Sie werden zu nichts Anderem als zu Bieräffchen erzogen. Oder haben sie etwa schon arbeiten gelernt, wenn sie in die Ehe treten? Bewahre. Wozu auch — Geld ist da. Haha, Unfinn. Wie lange wird's reichen? Wenn plötzlich 'mal schwere Zeiten kommen, dann fängt das verwöhnte Frauchen zu schmollen an und macht dem Mann den Kopf heiß, statt ihm gerade dann eine Stütze zu sein. Ja, ja, wenn die Geldsorgen in der Ehe anfangen, dann hört oft die Liebe auf. Und das ist schlimm. Dann schwindet auch die Achtung, die Ideale versinken, — und es bleibt nur das traurige, kahle, erbärmliche, materielle Leben zurück."

Kora hatte ganz erstaunt dem jungen Manne zugehört. Sie wagte kaum zu athmen. In der ganzen Wohnung herrschte eine andächtige Stille. Nur im Zimmer nebenan hatte es vorhin geknarrt. Friedel war es nicht entgangen. Es zuckte ganz seltsam um seine Mundwinkel. Es that ihm ordentlich wohl, sich einmal Luft zu machen. Nicht allein Koras wegen, sondern . . . ja, es hatte eben vorhin im Zimmer nebenan geknarrt!

"Wenn die jungen Damen — ob sie's nun nöthig haben oder nicht, — frühzeitig lernen müßten, Geld zu verdienen, dann wüßten sie auch besser hauszuhalten und würden sich schämen, das vom Gatten sauer erworbene Geld in albernem Putz und Tand zum Fenster hinauszumwerfen. Aber dazu ist man ja viel zu groß-artig. Sehen Sie, Fräulein Kora, selbst Sie vernünftige junge Dame haben sogar noch immer solch ein thörichtes Vorurtheil. Sie schämen sich — hahahaha! — weil Sie jetzt arbeiten müssen! . . . Also Sie glauben wirklich, Ihr Assessor hätte Sie früher, als Sie nichts weiter zu thun brauchten, als das Geld Ihres fleißigen Vaters mit möglichster Grazie durchbringen zu helfen, — er hätte Sie früher höher geachtet, als jetzt? Ei, dann sollte ihn ja gleich das Donner . . . Nein, nein, nein, Fräulein Kora, darin irren Sie sich gewaltig! . . . Ja, wenn Sie an dem Tage, als der ganze Hausstand Ihres Vaters zusammentratte, den Kopf verloren und nicht gleich gezeigt hätten, daß Ihnen endlich Ihre Pflicht klar geworden war, — dann müßten Sie sich heute schämen. So aber nicht. Im Gegentheil. Ein recht-schaffener Kerl hat vor einem Mäd'el, das sich selbst durch ehrenwerthe Arbeit durch's Leben bringt, tausend-mal mehr Achtung als vor der behäbigen, langweiligen Bourgeois-Tochter, die dem Herrgott den Tag westzieht, dem Vater neue Kleider und neue Hüte abschmeißelt und das Clavier und die Leinwand mißhandelt, daß es Einem leid thun kann. . . . Und nun gar Ihr Assessor! Wissen Sie, was der gesagt hat, als er erfuhr, daß Sie sich Ihr Brod jetzt selbst verdienen?"

„Herr Liddemann!“ fuhr Nora ganz erschreckt auf. „Sie haben Richard . . .?“

„Ich habe ihm geschrieben, jawohl. Und er hat mir geantwortet: Lieb hätte er Sie seit dem ersten Augenblick gehabt, aber seitdem er das . . .“

„Herr Liddemann!“ sagte Nora in athemloser Erregung. „Seien Sie offen, ich beschwöre Sie. Was hat Richard über Papa gesagt? Ich ertrage den Gedanken nicht, daß — daß sein eigener Vater . . .“

„Zum Kluck!“ brummte Friedel scheinbar ganz unwirsch. „Er hat gesagt, es sei ganz gut, daß sich das in Ihrer Familie zugetragen habe, denn nun müßten Sie ihm doch auch darin nachsehen.“

Fragend starrte Nora den Maler an.

„Na, Sie kennen doch die Geschichte mit dem alten Bilderhändler. Sehen Sie, eines solchen Vaters, wie ihn Ihr Bräutigam besitzt, könnte sich ein Kind schämen, — notabene, wenn die Kinder überhaupt für ihre Eltern verantwortlich wären! . . . Sie wollen doch Ihren guten alten Papa Florian nicht mit dem Halsabschneider Saladin vergleichen, he?“

„Aber mein Gott, das thue ich doch nicht!“

„Na also. Dann dürfen Sie aber auch nicht mehr so wehleidig aussehen. Wie ich schon gesagt habe, — unser Vater Florian trägt überhaupt die geringste Schuld an der ganzen Sache. Ihr Frauensleute habt ihn so übel zugerichtet, verstanden? . . . Aber Ihr seid ja jetzt auf dem besten Weg. Und drum sollte auch gar nicht mehr von einem Unglück die Rede sein, denn das Unglück war ein großes Glück. Ihr habt jetzt endlich arbeiten gelernt. Ihr alle — Ihre Mama, die kleine Sascha — und Sie selbst.“

„Ach, Herr Liddemann,“ sagte Nora hastig, „und was — was schreibt Richard denn sonst noch? Will er denn nicht noch einmal — herkommen?“

„Doch, doch, das will er. Das hat er mir erst heute geschrieben. Und er läßt Sie tausendmal grüßen — das heißt, wenn Sie seine Grüße annehmen wollten!“

„Kann ich — kann ich denn den Brief — nicht mal sehen?“

Friedel machte ein wichtiges Gesicht. Dann lächelte er pfliffig und kramte in allen Taschen. „Ach, nun hab' ich ihn oben gelassen.“

Nora war blutroth im Gesicht geworden. Ihre Brust hob und senkte sich hastig. „Darf ich ihn holen?“ fragte sie in großer Erregung. Sie fürchtete, daß Liddemann zu langsam sein würde.

„Ja, das dürfen Sie. Er ist oben im Atelier — am Fenster. Der Thürschlüssel steckt von außen.“

Wie der Wind segte Nora, ohne sich umzublicken, durch die Nebenküche auf den Gang hinaus, riß die Vorfaalthüre auf und huschte die Treppe hinauf. Alle Thüren blieben sperrangelweit offen stehen. Friedel folgte dem Mädchen auf dem Fuße. Oben angelangt, riß Nora die Atelier-Thüre auf und stürmte in's Zimmer. Wie versteinert hielt sie inne.

Richard hatte sich blitzschnell umgewandt und starrte bald das Mädchen, bald den jungen Maler an.

Friedel, der in der Thüre stehen geblieben war, machte dem Assessor hinter Noras Rücken allerlei pantomimische Zeichen. Er klopfte sich an die Stirn, dann breitete er seine Arme aus und wackelte hin und her, als ob er mit größter Leidenschaft etwas Unsichtbares an seine Brust presse.

Endlich hatte Richard begriffen.

„Nora! Herzensschach!“ jubelte er plötzlich auf und sprang auf das Mädchen zu.

Friedel sah nur noch, daß der Assessor seiner Gebrauchs-Anweisung pünktlich Folge leistete. Dann schloß er discret die Thüre. Als er draußen war, vernahm er noch einen zweiten Ausruf — nicht so stürmisch, aber in einem selbstigen Gemisch von Lachen und Weinen. Er glaubte Noras Stimme zu erkennen. Beruhigt stieg Friedel die Treppe hinab. Unterwegs überlegte er sich noch, ob es vielleicht abermals angebracht sei, die Thüre zu verschließen. Sofort schüttelte er aber, still vor sich hin lächelnd, den Kopf. „Ausreißen werden die nicht!“ sagte er zu sich selbst. Diesmal konnte er leider noch nicht aus eigener Erfahrung sprechen.

Als er in's Erdgeschloß zurückkehrte, fand er Frau Susanna in Thränen vor. Sie hatte Friedels lange Moralpredigt von Anfang bis zu Ende mit angehört. Friedel wurde beinahe ängstlich. Jetzt kam das schwerste Stück Arbeit!

Aber Wunder über Wunder — bei seinem Eintreten streckte ihm Frau Susanna die Hand entgegen und sagte in einem so milden Ton, wie ihn der junge Maler noch nie an der hartgeprüften Frau wahrgenommen hatte:

„Ich danke Ihnen auch schön, Herr Liddemann. Es war ein bißchen hart, was Sie da gesagt haben — aber es waren Worte zur rechten Zeit. Namentlich für mich, Herr Liddemann. Ich habe nämlich Alles gehört.“

Friedel blinzelte der Malersgattin ganz vergnügt zu: „Das hab' ich nämlich gewußt, Frau Konsti.“

Eine längere Pause trat ein. Endlich sagte Frau Susanna: „Ja, die Erziehung, lieber Liddemann. An mir ist viel gefehlt worden — und ich habe selbst viel gesündigt an meinen Kindern. Aber in den paar Monaten habe ich viel Versäumtes nachgeholt. Was auf mich eingewirkt hat — ich weiß es nicht. Aber oft kam mir's vor, als ob's die Räume hier selbst gewesen wären. Anfangs erschienen sie mir ja klein und ärmlich. Aber dann fühlte ich, daß etwas so Heiliges und Neues darin herrschte, das auch den leichtfertigen und hoffärtigen Menschen bessern muß. Ich glaube, es ist das Andenken an — an Ihre Mutter!“ schloß die Malersfrau mit etwas bewegter Stimme.

Friedel räusperte sich und wischte sich über die Lider. Es schien ihm zu gleicher Zeit etwas in die Kehle und in's Auge gekommen zu sein. „Ja, ja,“ stahl es sich leise von seinen Lippen, „die Stätte, die ein guter Mensch betrat, die ist geweiht für . . .“

Der junge Mann schludte und sagte dann mit einer eigenthümlichen Lustigkeit: „Na, sehen Sie, Frau Konsti, und wenn uns sonst auch Alles trennte — eines haben wir doch gemeinsam . . . unsere Lehrmeisterin!“

Frau Susanna nickte und reichte dem Maler beide Hände.

Friedel sah ihr treuherzig in ihre feucht schimmernden Augen. Jetzt hatte er der ehemals so stolzen Frau auch die „Proletarierin“ vollkommen verziehen.

20.

Der General-Postmeister schmunzelte.

Es war ihm zu Ohren gekommen, daß sich um die Weihnachtszeit des letztverflohenen Jahres der Briefverkehr zwischen München-Berlin ganz bedeutend gegen früher gehoben habe.

Ob daran Konstis schuld waren? Wer weiß!

Zuerst schwang sich Frau Susanna zu einem acht Seiten langen Brief auf. Sie schrieb an ihren Gatten und an ihre Tochter. Delonomisch, wie sie geworden war, that sie die beiden Vogen in einen gemeinsamen Briefumschlag. Friedel dagegen, der so lange und erfolgreich für die Sparsamkeit eingetreten war, sandte seine beiden Briefe getrennt an Vater und Tochter. Eine Verwechslung wollte er gebliffentlich verhüten.

Selbstverständlich mußten diese Briefe schleunigst beantwortet werden. Auch der Assessor, der sich gleichfalls seinem künftigen Schwiegervater brieflich genähert hatte, erhielt von Papa Florian umgehend Nachricht.

Da sich diese Schreiberi in der Folgezeit alle Tage wiederholte, so ging ein Heidengeld für Porto auf.

Der General-Postmeister hatte also alle Ursache, zu schmunzeln.

Nicht so Frau Susanna. Sie rechnete auf dem Dedel ihres Wirthschaftsbuches aus, — jawohl, man denke, sie hatte sich jetzt so ein Ding angelegt! — daß das innerhalb eines Monats für Porto ausgegebene Geld für zwei Eisenbahn-Billetts III. Klasse München-Berlin ausreiche. Und das war durchaus nicht übertrieben. Denn die meisten Briefe waren doppelt.

Also schlug Frau Susanna, praktisch wie sie geworden war, in ihrem nächsten Schreiben vor: Florian und Sascha sollten doch nach Berlin zurückkommen; einmal vertrage sich die Porto-Verschwendung nicht mit ihren wirthschaftlichen Grundätzen und dann sei überhaupt das mündliche Verfahren, — schon Saschas und ihres Bräutigams wegen, — dem schriftlichen bei weitem vorzuziehen.

Hieraus entspann sich zwischen den einzelnen Großmächtigen ein noch lebhafterer Notenwechsel. Man erörterte diese hochwichtige Frage an den verschiedenen Plätzen mit der ihr zukommenden Wichtigkeit. Sascha-München und Friedel-Berlin erklärten sich sofort pro. Sonderbarer Weise Florian-München contra. Vorläufig wenigstens. Er war nämlich noch sparsamer als seine Hausfrau geworden. In der Hauptstadt hatte ja auch die kleine Sascha das Scepter des Haushalts, zwar autodidaktisch, aber nichts desto weniger mit bedeutendem Erfolg schwingen gelernt. Florian-München gab sein Gutachten dahin ab, daß es ein sträflicher Leichtsinns von ihm wäre, jetzt — im December — die Wohnung in München aufzugeben, wo er sie doch bis April bezahlen müsse. Susanna-Berlin schüttelte erst den Kopf. Als aber gleich darauf eine de- und wehmüthige Note von Sascha-München eintraf, erwiederte sie dem aufständischen Friedel-Berlin, daß sie die autoritative Entscheidung der innigst befreundeten bairischen Großmacht unbedingt zubilligen müsse.

. . . Friedels Garten prangte im frischen Frühlings-Gewand. Der kurzgeschorene Rasen bot bereits dem Auge der Vorübergehenden eine saftiggrüne Fläche. An den jungen Büschen, die das Gitter verdeckten, knospte

es; vereinzelt wagten sich sogar die kleinen blauen Scilla-Blüthen auf den beiden runden Beeten hervor. Ein weicher Duft von Hyacinthen und Veilchen drang durch die geöffneten Fenster in's Erdgeschloß.

An einem Frühlings-Sonntag, der so herrlich war, daß man zu glauben versucht sein konnte, es gäbe nur Glück und Sonnenschein in der ganzen Welt, zog eine kleine Karawane aus Liddemanns Haus durch den duftenden Vorgarten und trat die lange Reise nach dem Anhalter Bahnhofe an.

Liddemann spielte den Führer. Richard, der in der vorausgegangenen Nacht eigens für diesen Tag von seiner Amtsstadt nach Berlin gekommen war, — er wollte keinen Dienst versäumen, damit ihm im Sommer sein Hochzeitsreise-Urlaub nicht abgekürzt werde, — empfand ein unbändiges Vergnügen, in dem alterthümlichen Omnibus an Noras Seite Platz nehmen zu dürfen. Man hätte ja viel bequemer in der Pferdebahn fahren können, aber Friedel hatte ausgerechnet, daß dies — hin und zurück — um sechs Groschen theurer käme.

Die vier glückstrahlenden Menschen saßen bereits eine Stunde vor Ankunft des Zuges im Wartesaal.

Nora und ihrem Bräutigam wurde die Zeit nicht lang. Sie unterhielten sich anscheinend ausgezeichnet. Vorüber, konnte Frau Susanna nicht in Erfahrung bringen. Denn die Beiden hatten eine geradezu auffällige Gewandtheit, zwischen sich und die übrigen Familien-Glieder eine über Klüsterhörweite sich ausdehnende Strecke zu legen.

Aber Frau Susanna war es um das Lauschen auch gar nicht zu thun. Ihr eben so wenig wie Friedel Liddemann. Der Maler stürmte oftmals auf den Bahnsteig hinaus und machte sich durch seine Fragen bei allen Stations-Beamten so überflüssig als möglich. Zur Abwechslung studirte er dann wieder den Fahrplan. Es war, als ob er das Reisesieber hätte — ein Leiden, das man doch sonst weniger auf der Ankunfts-, als auf der Abfahrtsseite der Bahnhöfe anzutreffen pflegt.

Es bildeten sich Gruppen auf dem Bahnsteig. Die lebhafteste war die Konstische.

Der Zug brauste in die Vorhalle. Ein mit einer Handklingel versehener Bahnbeamter lief rechts von der Locomotive voraus und trieb die zudringlichen Angehörigen von den Geleisen zurück.

„Hierher! Hierher!“ rief Friedel aufgeregt. Er winkte den Anderen. Sie stellten sich neben einander an der Wand der Bahnhofshalle auf. Der Perron stieg etwas nach den Seiten hin an; man konnte also von dort aus die dem Zug entströmende Menschenmenge besser überblicken.

Aber auch hier duldete es den jungen Maler nicht lange. Plötzlich rannte er am ganzen Zug entlang, mit stolzer Verachtung an der ersten und zweiten Klasse vorüberstürmend, ein paar Ankömmlinge beinahe über den Haufen rennend, auf die letzten Wagen zu. Hier wirbelten zwei lange dunkle Böpfe durch die Luft, — weißes Haar flatterte unter einem mächtigen Schlapphut.

„Hurrah!“ schrie Friedel begeistert. Er stolperte über einen im Wege liegenden Koffer und riß einen Kofferträger zu Boden, der ihm verblüfft nachrief: „Na nu! Man immer sachteken!“

Endlich schloß Friedel Sascha in seine Arme.

Das Pärchen, das sich auf dem Perron umhalste und abküstete, erregte Aufsehen. Die allzeit ironischen Berliner machten ihre schlechtesten Witze.

Anders bei Papa Florian und Frau Susanna. Auch hier setzte es einen herzhaften Kuß. Aber die Nächststehenden, die den schluchzenden Aufschrei der bejahrten Eheleute vernommen hatten, mit dem sich die Beiden um den Hals gefallen waren, lachten über dieses Paar nicht. Mit einer gewissen Nüchternheit betrachtete man sie. Man ahnte, daß sich hier zwei Menschen gefunden hatten — vielleicht zum ersten Mal gefunden!

„Verzeih' mir, ach, guter Alter, verzeih' mir!“ so kam es leise ein über das andere Mal von Frau Susannas Lippen.

Dann schwirrte es bei den sechs Leuten durcheinander von tausend und abertausend Fragen und Erzählungen. Seltsamerweise hauptsächlich paarweise. Während man zur Gepäck-Ausgabe schritt, flüsterte Friedel seiner Braut heimlich etwas in's Ohr. Er hatte es erst später — zu Hause — sagen wollen, aber es drückte ihm das Herz ab.

„Du, Sascha, weißt Du schon?“

Das Mädchen sah ihn mit den großen dunkeln Augen erwartungsvoll an.

„Den! nur . . . wir hängen! Am Rathhaus nämlich!“

Sascha ward roth bis zu den Schläfen. Aber nicht vor Aerger.

Nachdruck verboten.

Jenny von Gustedt-Pappenheim.

Von Erich Schmidt.

Mit einer Bleistift-Zeichnung von Bernhard Neher.

Wenn ich unter das anmuthige Frauenbild, das uns zu später Augenweide der Schwabe Bernhard Neher 1842 während der Arbeit für die Dichterzimmer des Weimarer Schlosses mit dem Stift festgehalten hat, ein poetisches Motto schreiben sollte, so müßten es Goethes Verse sein:

Hierlich denken und sich erinnern,
Ist das Leben im tiefsten Innern.

Wie fein und adelig ist dies Profil, wie sanft stützt die schmale Hand das Haupt der Sinnenden, der gewiß neben der Kunst der Rede die Gabe des andächtigen und verständnisvollen Zuhörens verliehen war. So hatte sie einst dem greisen Goethe manchmal gegenüber gesessen und mit Leonore im „Tasso“ gedacht: „Ich freute mich, wenn kluge Männer sprechen, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.“ Denn eine Weimaranerin erscheint hier vor uns, in Goethes „Gedichten an Personen“ durch launige Dankverse für eine Handarbeit verewigt, ein Liebling seiner letzten Jahre, die Freundin seiner Schwiegertochter und Enkel, die vieljährige Vertraute der Tochter Weimars auf dem preussischen Thron, die Schönste im jungen Völkchen, dem Felix Mendelssohn spielte und Holtei leichte Improvisationen darbrachte. Ihre Enkelin, Lily von Kretschmann, hat uns ein stattliches Gedetbuch, mit nur allzu freigebiger Pietät, beschert: „Aus Goethes Freundeskreise, Erinnerungen der Baronin Jenny von Gustedt“ und den geistigen und gemüthlichen Reichtum dieser Frau entfaltet, die ohne Ansprüche an den literarischen Markt bis in's hohe Alter (sie ist 1890 gestorben) die uns entzückende Kunst des Briefes übte, Tagebücher mit Betrachtungen über Vergangenheit und Gegenwart füllte, die ästhetische Kultur Weimars und die preussische Freude am Staat harmonisch verband, entschwundene Gestalten, die einen in schärferen Umrissen, verschwommen die andern, herbeizurufen liebte und auch ihre Meinungen in ein novellistisches Gewand hüllte, ohne zu verkennen, daß solcher Dilettantismus nur „Rebelbilder“ hervorbringe. Willkommener wären reichere Mittheilungen aus der deutschen und französischen Correspondenz gewesen.

Am 7. September 1811 in Hessen geboren, kam Jenny aus einer elässischen Pension fünfzehnjährig nach Weimar und wurde später Hofdame der Großfürstin Maria Paulowna, bis sie 1838 dem westpreussischen Gutsbesitzer Baron Gustedt die Hand reichte. Ein Stück Weimar ist ihr überallhin gefolgt. Im Alter hat sie nochmals acht Jahre lang ihren Sitz in der lieben Heimath aufgeschlagen, in „Alm-Atten“, wie die prettöse Bezeichnung lautet. Lieft man etwa die Briefe, die eine adelige Dichterin der Goethe-Schillerzeit, Amalie von Imhof, die Nichte der Frau von Stein, geschrieben hat, so wirkt manchmal die schönseelige Bewußtheit und der musenhöfische Bildungsdünkel theils drollig, theils abstoßend. Im Gefühl erhöhter Menschenwürde nimmt die reinerfertige junge Dame eine ganz besondere Delicatesse für sich in Anspruch und giebt sich ihrerseits nicht die geringste Mühe, den Lebenszweck eines braven soldatischen Freiwebers zu würdigen. Solches Kokettiren und Schmollen der Hofahrt kennt Jenny nicht: sie war, wie Goethe rühmt, „so schön, so unbewußt anmuthig,“ und es klingt harmlos, wenn sie von Weimars „edlem Umgang“ einen sittigenden Einfluß auf derber besaitete, formlosere Besucher erwartet. Freilich mahnen noch manche bilderreiche Bekennnisse — „getrocknete Blumen mit liechem Duft und matten Farben“ nennt sie derlei selbst — und manche vage Betrachtungen an die ferneren Jahre, da in deutschen Stammbüchern sogenannte schöne Stellen aus Jean Paul prangten. Eine Berlinerin wie Rachel oder die rheinische Romantikerin Bettinas eindringend zu würdigen, war unserer Weimaranerin offenbar nicht gegeben; aber von der Mädchenzeit an waltete eine ernste Selbstzucht, ein unbefangenes Bemühen, ohne Einbuße Goethischer Erbstücke mit der Zeit vorwärts zu gehen und sich im zugewiesenen Wirkungstreife tüchtig zu bethätigen. Die Schülerin des Goethehauses und der weimarschen Zeichenschule lauschte auch dem armen tauben Professor Scheidler, auf praktische Philosophie bedacht. Sie wird eine musterhafte Gutsdame, eine weise Erzieherin, eine umsichtige Patriotin. Die Losung „Noblesse oblige“ ist selten tiefer und reiner gefaßt und geübt worden als von dieser Frau. Ihre Aufszeichnungen sind reich an unbefangenen, tapferen Reflexionen über den Adel der Neuzeit, und mag die „Gräfin Thora“ durchaus kein episches Kunstwerk sein — einem üppigen Lieutenant in's Gewissen zu reden, versteht sie meisterlich. Christgläubig und bibelfrom, quält sie sich nicht mit dogmatischen Härten der „Namen-Christen“ und schließt eine Erinnerung daran, wie dem Kinde Jemand auf dem Kirchgang

gejagt habe, Goethe sei kein Christ, mit den Sägen: „Nun bin ich alt. Ich erschrecke nicht mehr, wenn ein geliebter Mensch die Kirche meidet, aber ich bin verzweifelt, wenn er an den Hütten der Armuth vorübergeht. Ich bewundere nicht mehr den frommen Mann, dessen Name in allen Kirchen-Collecten zu finden ist, aber ich verachte den, der es verümt hat, ihn in die Herzen der Menschen zu schreiben!“ Und wie weiß sie die Wohlthätigkeit zu mahnen, daß dem letzten Bettler neben dem Reigen der Gabe auch die Freude vergönnt werde, damit sein Auge glänze und er sich sage, das Leben sei doch nicht immer hart: „das nenne ich das Freuden-Almosen.“

Die Bekanntschaft mit dieser Frau bliebe ein Gewinn auch ohne die reichliche Ausbeute, die das Gedetbuch Lilys von Kretschmann in zusammenhängender Darstellung oder beiläufigen Hinweisen für Alt-Weimar gewährt. Sehen wir ab von dem eleganten Portrait der Enkelin Carl Augusts, Helene von Orleans, oder der frischen Berggegenwärtigung eines rechten Welt-

zweites Motto, das die „Gräfin Thora“ als offenes Selbstbekenntniß darbietet: „Was ist also Bornehmheit? Vor allem muß sie unbewußt sein. Bornehmheit ist Ruhe; Ruhe in Bewegungen, Ruhe im Gemüth, Ruhe in der Umgebung, Ruhe in Worten, Ansichten und Urtheil. Freundliche Ruhe gegen Untergebene, sichere Ruhe gegen Höhergestellte. Phantasie und Lebhaftigkeit schläft diese Ruhe nicht aus, so wie die leidenschaftliche Musik den Tact nicht entbehren kann. Du findest sie oft angeboren bei Fürstlichkeiten und aristokratischen Kreisen. Sie ist die Folge unangefochtenen Ansehens, einer comparativen Sicherheit, von Anderen nichts zu brauchen, des leichteren Kampfes mit dem Leben. Kommt eine edle Gesinnung hinzu, so ist das Bild fertig und das Märchel gelöst.“

Nachdruck verboten.

Ostern.

Novellette

von Laura Marholm.

Anderstimmen schallen, scharfe, schrille Kinderstimmen; irgendwo klingelt es. — Stille. — Es wird so hell. Eine blendende gelbe Helle, sie nimmt zu, sie nimmt zu . . . und immerwährend tönt es, wie ein Brummen im Ohr: Bim — bam, bim — bam . . .

„Ach —! Fräulein Lonny Lauter gähnte und machte die Augen auf. Sie blieb ganz still liegen in ihrem weißen Bett unter dem geblühten Kattunhimmel; sie mochte sich nicht rühren. Die gelbe Helle war so warm und that ihr so wohl. Es brummte immer weiter: Bim — bam, bim — bam, dann auf einmal ein gellendes, schrilles, abgestimmtes Gebimmel in den höchsten Tönen, mit unsinniger Geschwindigkeit . . . das kam von der russischen Kirche!“

Fräulein Lonny war plötzlich ganz wach. Sie sah aufrecht im Bett, rieb sich die Augen und fuhr sich durch ihr krauses braunes Haar. — — Auf einmal stand sie auf ihren beiden bloßen Füßen, auf die das lange weiße Nachtleid herabfiel, und riß die Zuggardine vom Fenster zurück.

Zwischen dem zurückgezogenen dunklen Cretonne flüthete ein Strom von Licht zu ihr herein, gelbes, glühendes, goldenes, übermüthiges Licht, Sonnenlicht, Frühlings-Sonnenschein, daß ihr die rothen Funken vor den Augen tanzten. Sie stieß mit der tastenden Hand an etwas. Als sie wieder sehen konnte, fand sie, daß es ein Glas mit Weidenkäpfchen war, schön ausgeprägungene runde Weidenkäpfchen mit glatten, grauweißen Fellschen . . .

Ostern — es war Ostern, das Fest des Frühlings und des neuen Lebens . . .

Fräulein Lonny stand und streichelte nachdenklich mit vorsichtigen Fingern die Weidenkäpfchen und sah in die Luft hinaus, die voller Licht und voller Klänge war, lächelte und seufzte. Dann klebete sie sich gedankenlos an und ging dabei ohne Zweck im Zimmer auf und ab, stand ein Weilchen vor ihrem offenen Schrank und besann sich, nahm ihr hellblaues Morgenkleid mit den bronzenfarbenen Blüsch-Aufschlägen hervor, zog es an, ging in's Nebenzimmer vor den großen Spiegel, betrachtete sich und war zufrieden, fand ihren Thee mit bestreickenen Bröckchen dort auf dem Tische stehen, setzte sich und fing an zu trinken.

Da klingelte es wieder, kurz, schrill. Fräulein Lonny fuhr auf, stand nervös still und horchte.

„Ach nein! Es war nicht die Wohnungsglocke, es war nur der Milchwagen auf der Straße, der jetzt wieder weiterroffelte.“

Fräulein Lonny nahm wieder ihren Platz ein, hatte aber keine Ruhe. Sie sah sich im Spiegel so allein am Tische sitzen, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie nickte ihrem Spiegelbild zu wie einem stummen alten Gefährten, der Einen versteht, krümelte am Brod, zwang sich stillzustehen, sprang aber plötzlich auf, ging an die Balconthür, öffnete sie und lehnte sich über das Geländer.

Um sie herum wehte der Frühlingswind, warm und schmeichelnd und lockend.

Fräulein Lonny stand und träumte hinaus, athmete tief und sog die reine, duftende Luft ein. Aber ihre Augen waren nicht, wo ihr Gesicht hinschaute. Ihre Augen waren bei einem kleinen rothen Punkt, der sich ganz fern am Ende der Straße bewegte. Der rothe Punkt tauchte auf und verschwand, war bald eine ganze Weile sichtbar, bald eine ganze Weile unsichtbar. Je näher er kam, desto mehr interessirte sich Fräulein Lonny für ihn. Sie konnte kein Auge mehr von ihm abwenden. Jetzt kam er eben wieder aus einer Hausthür heraus . . . es war ein kleiner Mann im rothen Rod; er stand einen Augenblick und blätterte in den Briefen, die er in der Hand hielt. Fräulein Lonny lehnte sich vornüber, so weit sie konnte . . .

Der Postbote trat ein, die schwere Hausthür fiel hinter ihm zu. Fräulein Lonny stand nicht mehr auf dem Balcon; sie stand mitten im Zimmer, mit stocendem Athem und gespannter Erwartung. Minute auf Minute verging. Der Mann hatte vier Treppen zu steigen und an mehreren Thüren anzuklopfen. Fräulein Lonny hatte gleich, als sie vom Balcon



Jenny von Gustedt-Pappenheim. Nach einer Bleistift-Zeichnung von Bernhard Neher.

findes, der Gräfin Vandeuil, wie von einzelnen charakteristischen Worten über Weimars Fürstinnen, so werden unter anderem Holteis Berichte in den „Vierzig Jahren“ angenehm ergänzt, die Geselligkeit sammt ihrer leidigen Anglomanie thut sich auf, an der Spitze erscheint Ottilie von Goethe, deren glänzende und verhängnißvolle Naturgaben uns noch nie so deutlich nahe gebracht worden sind. Es ist der gelungenste Abschnitt des Werkes. Auch in die Verworrenheit des Sohnes August wird hineingeleuchtet, den Enkeln Goethes aber mit einer von edler Freundschaft bestochenen Wärme das Wort geredet als tragischen Opfern einer kalsinnigen Nation, die doch wahrlich an den beiden verflümmerten Männern nichts verbrochen hat. Ja, die Erzählerin erhebt sich bis zur schweren Anklage, daß der „Erlinde“ Wolf Goethes kein Theater aufgeschlossen worden sei, und vergißt völlig, warum das unmöglich war; weil „Erlinde“ überhaupt nicht zur dramatischen Gattung gehört!

Höchst würdevoll, aber auch aufgelockert und launig zu Zeiten, erscheint der alte Goethe. Er residirt in Weimar als ein anderer Herrscher, wie der Orient den weltlichen und den geistlichen Kaiser neben einander verehrt. Dem „Hauptgeschäft“, der Vollendung des Faust gewidmet, läßt er sich in Stunden des Schaffens nicht unter eine verwirrende Menge locken, auch wenn Tied ungeduldig seiner harret, aber für die Tafel ist ihm eine hochverständige Tochter lieber, als eine „Thella und Jungfrau von Orleans“. Einmal erzählt er der jungen Freundin von einstigen Tiefurter Tagen und kauft ihr auf der Heimfahrt ein Pfefferkuchenherz, ein ander Mal sieht er zu, wie Jenny und Ottilie einen gefundenen Schädel in die Erde betten, und freut sich, daß die „Frauenzimmerchen“ auch noch den Tod verkären.“ Die Bellonnenheit, als eine der Besucherinnen im Gartenhaus unverlebens eine Venusstatue zertrümmert, scheucht er durch ein artiges Compliment an die lebendigen Schönheiten hinweg; doch wehe dem, der in Gespräche über Kunst und Wissenschaft eine Klatscherei hineinwarf — bei solchem Anlaß rief Goethe mit dröhnender Stimme: „Euren Schmutz kehrt bei euch zusammen, aber bringt ihn nicht mit in's Haus!“

Das Buch enthält eine Reihe wohl oder minder gelungener Portraits; voran erscheint Frau von Gustedt als schöne alte Dame. Ein facs aufgenommen, läßt sich dieses Bild schwer mit Neher's fesselnder Zeichnung vergleichen, doch ziemt beiden ein



Opfern. Nach dem Bilde von W. Gause. — Siehe das Gedicht Seite 49.

wegging, die Thür nach dem Corridor ein wenig geöffnet, nur ein ganz kleines Ritzen. Jetzt hörte man Schritte, schwere, gleichgültige Schritte. Näher, näher. Es wird still. Jetzt fällt ein Brief in den Kasten. Gleich darauf schlägt die Klingel an, die Schritte werden wieder hörbar.

Fräulein Lonyy ist auf ihren leichten Schuhen in den Corridor gesprungen. Ihre Hand zittert, wie sie den Deckel des Briefkastens aufschlägt. Es liegt etwas darin. Sie greift hinein. In demselben Augenblick öffnet sich eine von den anderen Thüren, die auf den Corridor gehen, ein langer, blasser, unbeholfener junger Mensch kommt heraus, verbeugt sich, stammelt: „Ach, entschuldigen Sie, Fräulein Lonyy, ich erwarte meinen Osterbrief von zu Hause.“

Fräulein Lonyy hat die Hand aus dem Briefkasten gezogen, einen Blick darauf geworfen und reicht ihm den Brief in dem langweiligen grauen Umschlag mit der langweiligen Geschäftshandschrift auf der Adresse. Sie sagt nichts. Sie kann nichts sagen. Sie geht hinein und macht ihre Thür zu und setzt sich hin und sitzt unbeweglich. Und Thräne auf Thräne läuft ihr die Wangen hinunter.

Kurze, schnelle Schritte in Pantoffeln nähern sich. Es klopft an ihre Thür. Sie steht rasch auf, trocknet sich das Gesicht und stellt sich mit dem Rücken gegen das Fenster, damit man nicht sehen kann, daß sie geweint hat. Ein blonder Frauenkopf, mit einem einfachen Morgenhäubchen, streckt sich durch die Thür.

„Ich wollt' nur fragen, Fräulein Lonyy . . .“
„Bitte, Frau Mertens, ich habe schon getrunken.“

Frau Mertens ist die Pensionärin-Mutter. Sie ist Techniker-Witwe und hat vier ungezogene und ungezogene Jungen zu versorgen. Sie bewerkstelligt das mit Zimmervermietten und Beköstigung ihrer Mieter. Außer ein paar stillen Studenten hat sie einige Jöglinge des Conservatoriums, darunter Fräulein Lonyy, und ein paar Malerinnen. Aber jetzt sind sie alle fort, mit Ausnahme eben des blaffen Studenten, dem sein Vater kein Reisegeld zu den Osterferien geschickt hat. Frau Mertens liebt es sehr, wenn ihre Pensionäre abwesend sind, und ermuntert sie immer herzlich und mütterlich, sich bei ihren angestrengten Studien möglichst häufige und gründliche auswärtige Erholungen und Besichtigungen zu gönnen. Fräulein Lonyy weiß auch gleich, weshalb Frau Mertens jetzt kommt.

Frau Mertens tritt ein auf den Tisch und fragt so nebenhin, während sie das Theegefäß zum Ausschöpfen räumt:

„Nun, wo sind Sie denn heute, liebes Fräulein?“

Fräulein Lonyy fühlt einen Stich in der Brust. Sie tastet mit der Hand wie ordnend über ihre hohe Frisur und antwortet ebenso nebenhin:

„Ich gehe aus.“
„Bleiben Sie doch zu Mittag,“ sagt Frau Mertens großmüthig. „Der Student ist ja auch erst zum Abend ausgebeten. Und ich muß ja doch für meine Waisen kochen.“

Fräulein Lonyy kehrt sich um und sieht zum Fenster hinaus, Frau Mertens klappert mit ihrem Theegefäß davon.

„Wo gehen Sie denn heute hin?“ Fräulein Lonyy hat nirgendwo hingesehen, denn sie ist fremd in der Stadt. Sie ist hergekommen, um bei einem berühmten Musiklehrer sich im Clavierpiel auszubilden; sie hat wohl einige Bekanntschaften gemacht, aber heute ist der Tag der Familien-Ausflüge und Niemand hat sie dazu eingeladen, und wenn sie auch eingeladen worden wäre. . . Fräulein Lonyy harret träumerisch vor sich hinaus und dreht dabei den Schlüssel am oberen Schreibtischfach auf und zu.

Sie steht und steht und dreht und dreht und sieht dabei sehnsüchtig und unschlüssig aus; plötzlich ist die Schublade doch ausgezogen.

In zwei Schichten neben einander liegen da Briefe auf Büttenpapier. Alle Briefe vom selben Papier, beschrieben mit derselben kleinen, eigenhändigen, runden Handschrift.

Sie streicht über sie hin; sie wagt sie nicht herauszunehmen und zu lesen. Schließlich suchen ihre Finger zögernd auf dem Boden hin, ziehen etwas von ganz unten hervor und wideln es aus dem Papier. Es ist eine kleine Photographie: ein junger, blonder Männerkopf, etwas trotzig zurückgeworfen.

Sie steht und sieht das Bild an und kann sich nicht sattsehen und kann bald nichts mehr sehen vor Thränen. Sie nimmt es nicht oft hervor; sie wagt es nicht; sie kann sich dann nicht mehr davon losreißen. . . es nimmt sie dann ganz hin, und sie darf doch nicht. . . sie weiß doch nicht. . .

Sie denkt nicht mehr in klaren Gedanken. Es ist nur ein Bogen in ihr, das sie nicht antworten lassen darf. Sie muß an sich halten, das ist Alles, was sie weiß.

Sie wagt das Bild nicht zu küssen. Sie sieht es nur immer an, mit schmerzlichen, bittendem Lächeln. Auf einmal hat sie es eingewickelt und wieder unter alle Briefe geschoben, abgeschlossen, den Schlüssel abgezogen.

Sie kann nicht zu Hause bleiben, sie kann nicht ausgehen. . . sie schämt sich vor der Wirthin, sie fühlt sich so unbeschreiblich allein und überflüssig und verlassen. . .

Das Dienstmädchen kommt herein, dreht und strahlend in vollem Wachs zum Spaziergang mit dem „Bräutigam“. Fräulein Lonyy fragt sie, ob sie ihr die Weidenkörbe herbeigestellt hat, und belohnt sie dafür mit einem Haarpfeil, den sie aus ihrer eigenen Frisur zieht. Und das Mädchen dankt und lächelt und sieht Fräulein Lonyy mittheilend an und geht.

Da setzen auf einmal die Glocken wieder ein, — voll und mächtig aus ehernen Lungen, alle Glocken der Stadt, und in der Luft ist ein Schallen und Dröhnen und Loden und Rufen, alle ein feierliches Mahnen und ein mildes Versprechen, und alle die tausend verschiedenen Klänge fließen zusammen zu einem heiligem Geläute, einem mächtigen Jubel-Accord der Freude — — Freuet Euch, freuet Euch! läuten alle Glocken. Und hoch über ihnen allen, wie Verdengewirbel, bimmelten die russischen Glöckchen in seligem Gestammel: Denn das Leben ist wieder erstanden von dem Tode!

Fräulein Lonyy hat ihr schönes Kleid ausgezogen, denn er, den sie erwartete, kommt nicht und hat auch nicht geschrieben. Sie kleidet sich ganz einfach und dunkel und macht die Thür leise zu und geht still die vier Treppen hinunter. Und draußen empfängt sie der Sonnenschein und blüht sie ein in seine blendende Helle, und die Glocken dröhnen so furchtbar, und schreiende Kinder laufen ihr vor die Füße und lassen ihre Kreisel mit Peitschenschlägen tanzen; ihr ist wirt im Kopf, sie weiß nicht, wohin sie treten soll, wohin sie sehen soll. . .

Sie geht eine Strecke den See entlang, über die Brücke, an den jenseitigen Villen hin; es sind so viele Menschen auf der Straße, und sie sehen alle so geschäftig und erwartungsvoll

aus. Ueberladene Omnibusse rasseln an ihr vorüber, vom nahen Bahnhof hört man fast ununterbrochen das Pfeifen der Züge. Da kommt eine Privat-Coupage mit Menschen, die sie kennt — sie sehen sie nicht. . . Sie hält den Sonnenschirm vor, nur rasch vorbei; wenn sie nur erst dort wäre, wo es einjamer ist!

Aber plötzlich ruft eine Stimme sie an, eine helle Mädchenstimme ruft ihren Namen. Sie sieht sich um; der Wagen hält. Eine kleine, zierliche Gestalt mit wehenden blonden Stirnlöchchen, rothem Sonnenschirm und englischem Frühjahrs-Kostüm kommt ihr nachgelaufen. Es ist eine Freundin aus dem Conservatorium, zu der sie oft eingeladen worden.

„Lonyy, hör doch, Lonyy!“
Fräulein Lonyy muß wohl hören.

„Warum gehst Du hier so allein? Wir glaubten alle, Du seiest schon für heute verheiratet. Komm doch mit uns. Wir machen eine Ausfahrt und tanzen.“

Sie waren bei einander, die Kleine leuchtete.
Fräulein Lonyy dankte, aber die blonden Löckchen hörten nicht.

„Komm doch mit! Wir werden so furchtbar lustig sein. Sieh mal, was für Herren wir haben! Es ist gerade noch ein Platz für Dich frei.“

Fräulein Lonyy suchte sich loszumachen. Ihr waren die Thränen nahe. In dieser Gesellschaft hatte sie nicht gedacht ihren Osterjüngling zu verbringen.

„Komm mit,“ bat die Kleine ungestüm. „Es wäre so wundervoll. Wir haben ja Keinen mit, der ordentlich spielen kann.“

„Ich habe schon eine Verabredung,“ sagte Lonyy kurz und ging, ohne sich umzusehen, weiter.

— Sie war auf dem offenen Felde. Hinter ihr, ferner und ferner, erstarb das Läuten der Glocken, verhallte das Rollen der Wagen, verklang das Pfeifen der Züge. Hier gab es keine Spaziergänger. Nur einige arme Leute gingen auf dem Felde und suchten Sauerampfer. Hoch oben, in der verglimmnickelblauen Luft, schwamm ein ganz, ganz kleiner, schwarzer Punkt und trillerte und trillerte. Die erste Lerche! Ein weicher, warmer Wind wehte die Löckchen im Nacken Lonyys ihr am Halse hin, aus dem Boden schlug ein Duft von jungem Grün ihr stärkend entgegen. Und es war so still, so still, so oster- und frühlingstill.

Fräulein Lonyy ging und ging. Sie wußte nicht, warum; sie wußte nicht, wohin; aber es that ihr wohl, zu gehen. Sie dachte nicht, sie wollte nicht denken, nur gehen, gehen, gehen, bis der Abend kam. Und sich dann todmüde, besinnungslos müde niederlegen und schlafen, von Allem wegschlafen. Aber sie wurde doch ruhiger, wie sie so ging.

Ein harter, salziger Geruch drang zu ihr; es fing heftiger an zu wehen. Auf einmal tauchte zu ihrer Rechten das Meer auf, — der Sund mit seinem hellblauen Wasser und seinen hundert weißen Segeln, blendend weiß wie Mövensflügel. Dort stand Dreifoner mit seinem rundstuppigen Thurm, seinen grellgelben, grellgrünbewachsenen Biegelwällen, scharf und aufdringlich deutlich im hellen Tag. Und da kam es um Dreifoner herum, erst eine Rauchsäule, dann die schwedische Flagge frei in der Luft, dann allmählig immer mehr und mehr vom Kumpf, der Achter voran, das Dampfschiff von Landskrona.

Fräulein Lonyy blieb stehen. Das Herz klopfte ihr plötzlich im Halse; sie konnte nicht atmen. Wenn er darauf wäre, . . . wenn er jetzt käme! In einer Viertelstunde legt das Dampfschiff im Hafen an, in einer halben Stunde kann er an ihrer Thür klingeln. . . in einer halben Stunde kann sie noch nicht zu Hause sein. . . er geht weg. . . er glaubt, es ist Absicht. . .

Ach nein, nein! Wie oft hat sie sich das nicht vorgestellt. Jedes Mal, wenn sie so die schwedische Flagge von Dreifoner herankommen sah, jedes Mal seit drei Monaten, . . . seit sie ihn kennt. . . seit jenem Abend, wo sie zusammen spielten. . . wo er zu ihr sagte: er käme zu ihr. Aber er kam nicht. Er schrieb nur, schrieb aus jeder Stadt, wo er ein Concert gab, jene Violoncello-Concerte, die ihn berühmt machten, schrieb immer längere Briefe, immer wärmere, immer lieb. . . nein, wie konnte sie das wissen? . . . es war nur der Ton, die Worte waren's nicht. . . und seine zwei vorletzten Briefe waren auch kürzer, eiliger — — doch dann kam der letzte: „Ich komme den Ostermorgen früh! aber vorher schreibe ich.“ Und er hatte nicht geschrieben. . . und war nicht gekommen. . .

Der Dampf aus Schweden war um Dreifoner herum und verschwunden. Jetzt hörte man ihn signalisiren. Es klang wie ein dumpfes Gebrüll aus der Kehle eines Thieres. Fräulein Lonyy wachte auf und bemerkte, daß die Vorübergehenden sie anfasen. Es war hier belebter. Sie schaute sich vor den Menschen und ging rasch. Nach fünf Minuten war sie im Walde.

Da war es still und einsam. Keine neugierigen Blicke und beobachtenden Augen. Ein junger Mensch ging allein zwischen den grauen Stämmen hin, in der Richtung von ihr weg. Die Buchen hatten schon ihr Frühling-Kleid an: das erste zitternde zarte Grün, das man dort „Laubspringen“ nennt. Unter dem dünnen, vorjährigen Laub hervor streckten die ersten Anemonen und Veilchen ihre weißen und hellrosa Köpfchen, äugelten heraus und nickten: Frühling, Frühling! Es war so still, als stände die ganze Natur und lauschte ihrem eigenen Erwachen, und die feinen Naturzweige der Gebüsche mit den dünnen, aufgereichten, gelblichgrünen, halbausgesprossenen Blättchen zitterten zuweilen fast unmerklich wie in einem leisen Schauer des sich bewußtwerdenden Lebens.

Aber die alten, hohen, hundertjährigen Buchenstämme standen unbeweglich, ließen das Sonnenlicht wie hunderttausend Ducaten durch ihre Kronen herabrieseln und schauten hinauf in den ewigen Himmel.

Fräulein Lonyy wandelte langsam zwischen den Veilchen und Anemonen und dem niedrigen Gebüsch hin, immer langsamer. Sie fühlte sich auf einmal so müde. So müde im Körper von dem starken Frühlingsschicht und der starken Frühlingsluft und so müde in der Seele von ihrer starken Sehnsucht. Sie fand eine kleine Erhöhung vor einem Buchenstamm, wo die Erde schon fast ganz trocken war, setzte sich und lehnte sich an den Stamm. Es wurde ihr so wohl. Sie hatte einen Drang, sich ganz auszustrecken, die Hände unter dem Kopf, und Alles gehen zu lassen, wie es ging, und bloß hinaufzuträumen in den verglimmnickelblauen wolkenlosen Himmel.

So sah sie, halb liegend, eine lange Zeit. Sie wußte nicht, wie lange. Sie schlief nicht, aber sie war auch nicht ganz wach. Dann wurde sie unruhig. Ein Unbehagen kam über sie, ein peinliches Gefühl. Sie schlug die Augen auf und begegnete zwei Augen. Sie sah hin, und die zwei Augen sahen her. Sie wußte nicht, wo sie waren, sie sah nur zwei blanke,

beobachtende, zudringliche Augen. Mit einem Ruck sah sie ganz aufrecht. Ja, da waren die Augen, da, fünfzehn Schritte von ihr, hinter einem Baumstamm lugten sie hervor. Und über den Augen sah sie einen Männerhut und unter den Augen ein härtiges, junges, sie anlachendes Männergesicht, und jetzt kam hinter dem Baumstamm ein ziemlich junger Mann hervor und unsicher, mit einem sonderbaren Lächeln, näher. . .

Sie sprang auf und war im Nu auf dem großen Wege. Sie lief nicht, aber sie ging, so rasch sie konnte. Sie sah sich nicht um, aber sie fühlte ihn hinter sich. Kein Mensch war in der Nähe. Sie ging und ging, bis ihr der Athem verflagte. Bei einer Biegung schielte sie zurück. Er ging nicht mehr hinter ihr her, er stand. Und dort kamen Menschen. Eine große Erleichterung kam über sie. Mit was für Augen er sie angesehen hatte! . . .

Ein alter Mann mit einem jungen Mädchen näherte sich. Es schienen Vater und Tochter zu sein. Sie setzten sich auf eine Bank in der großen Allee. Fräulein Lonyy setzte sich bescheiden auf das andere Ende der Bank. Ihre Kniee zitterten; sie mußte sich erholen.

Wie sie aber dasah und die Beiden vernünftig über den Weltlauf sprechen hörte, da kam eine grenzenlose, wilde Traurigkeit über sie, daß sie hätte aufschreien mögen. Alte, alte Erinnerungen stiegen empor und wanderten an ihr vorüber, und sie mußte stille sitzen und zusehen, wie sie vorüberzogen, immer in demselben Bilde:

Es war Ostern, und alle Glocken läuteten, und aus der Erde sproßte das erste Grün. Sie war zehn Jahre alt und machte mit ihrem Vater ihren Osterspaziergang hinaus vor die Stadt. Es war in einer anderen Stadt, einer kleinen, häßlichen Stadt, — sie gingen durch die krummen, langweiligen Straßen, durch die alte, unnütze Festung mit den schmuckigen Thorwegen hinaus nach dem kaiserlichen Garten, der so weit lag, daß da nie Menschen zu sehen waren. Sie hatte ihn von ihrem Vater, den Drang nach langen Spaziergängen. Sie sprang wie ein Füllen bald vor, bald hinter ihrem Vater her und sprach, wenn sie müde war, alkflug mit ihm über den Weltlauf und freute sich darauf, erwachsen zu sein, und war glücklich und so voller Erwartungen. Worauf? Das konnte sie nicht sagen. Es mußte nur soviel, so unbeschreiblich viel kommen, wenn man erwachsen war.

Wenn sie sich aber müde gegangen hatten und es Effenszeit war, dann kehrten sie um und gingen wieder durch die winklige, häßliche Stadt mit ihren feineren Straßen, die sonntäglich leer waren und über denen keine verheißungsvollen Glocken mehr läuteten, und wenn das Kind das elterliche Wohnhaus sah, schmalfestrig und düster, dann wurde ihm das Herz schwer und es ging langsamer, und seine Freude und seine Hoffnungen schwanden dahin.

Und es war wieder Ostern, und sie war fünfzehn Jahre alt. Und alle Glocken läuteten und an den Häumen sprangen die Knospen, und sie machte mit ihrem Vater den Osterspaziergang. Die alte Festung stand nicht mehr, statt dessen war der Platz, über den sie gingen, der Müllhaufen für die ganze Stadt; denn hier sollte später eine Bäckerei aufgeführt werden. Im kaiserlichen Garten war kein Mensch, wie gewöhnlich, und ihr Vater sprach mit ihr über den Weltlauf, jetzt schon eingeklebter. Aber sie war fünfzehn Jahre alt, und ihr Gang war wie ein Tanz, denn nun kam es bald, bald, das reiche, schöne Leben. . . Doch wenn sie heim kamen durch die enge, winklige Stadt, so fiel ihr etwas auf die Brust, und eine unklare Sehnsucht kam, sie wußte nicht, wonach.

Und wieder war es Ostern, und sie war zwanzig Jahre alt und machte mit ihrem Vater ihren Osterspaziergang. Wo früher die Festung war, standen jetzt Methseccarjernen, und im kaiserlichen Garten trieben sich einige Herumlungerer, anscheinend seit lange unbeschäftigte Arbeiter, umher, und sie ging still mit der Haltung einer jungen Dame neben ihrem Vater und hörte nur halb auf das, was er sagte, denn sie kannte schon lange seine Ansichten über den Weltlauf. Inwendig aber fragte sie sich, wie lange denn das so dauern würde und ob es denn immer dasselbe Einerei bleiben würde, und die Stadt, in die sie zurückkehrten, kam ihr vor wie ein Grab. . .

Und wieder war es Ostern, und sie war fünfundsiebzig Jahre alt und machte mit ihrem Vater ihren Osterspaziergang. Der kaiserliche Garten war jetzt Volksbelustigungsort, und die Musik-Kapellen arbeiteten mit Pauken und Trompeten. Ihr Vater war ein alter Mann geworden, der den Weltlauf gehen ließ, wie er wollte. Auch sie fragte sich nicht mehr, wie lang es dauern würde, aber ganz tief inwendig in ihr spitzte noch immer etwas die Ohren, ganz verstohlen und nur noch halb, denn sie kannte ja jetzt den Weltlauf. . .

Und jetzt war sie siebenundsiebzig Jahre alt und allein und in fremdem Lande, und wieder war es Ostern, und die Sonne hatte geschienen wie noch nie, bis der Brief in den Kasten fiel, der kein Brief für sie war. . .

Sie konnte nicht mehr. . . ihre Thränen erstikten sie, sie durfte nicht herausströmen vor den fremden Leuten. Sie stand auf und ging. Ohne es zu wissen, kam sie auf den großen Weg, der nach der Dampfbahn führte. Ein Menschenstrom kam ihr entgegen, der eben ausgestiegene war: Familien mit ihren Kindern, junge Mädchen mit ihren Verlobten oder Freunden, alte Männer mit ihren alten Frauen, Dürftige und Wohlhabende, alle Stände und Klassen. . .

Was wollten alle diese Menschen im Walde zu dieser Jahreszeit?

Sie kam in's Gedränge und wurde zur Seite geschoben. Dort stand sie und ließ den Zug vorbeigehen.

Und als diese Menge sich vertheilt hatte, da kam eine andere und drängte sich vorbei, die, welche wegfahren wollten. Aus allen Gängen und Pfaden des Waldes kamen sie heran: von Weitem sahen sie aus wie wandelnde, eben ausgesprossene Gebüsche — sie alle trugen Ostern nach Hause zu sich und ließen den Frühling ausblühen in ihren Stuben. Jeder hatte, soviel er fassen konnte, junge grüne Buchenzweige in den Armen; in der Zeit des Laubspringens war das Pfänden frei. In den nächsten vier Wochen wird es grün sein in allen Häusern, und in den vornehmsten Salons wie in der ärmsten Stube werden die voll aufgerblühten Buchenzweige verblühen, daß das Leben erstanden von dem Tode.

In der Dampfbahn war es eng. Die Zweige tippten den Infassen das Gesicht und stachen den Kindern in die Augen. Fräulein Lonyy sah niedergeschlagen und stumm. Sie hatte zu pflücken vergessen, in ihrer Stube wird kein Frühling ausblühen. Ein Kind, dem sie auf ihrem Schoß einen

Platz gegeben, da kein anderer mehr da war, bekam von seiner Mutter ein Zweiglein, es ihr zu schenken. Sie küßte das frische blaueaugige Gesichtchen und wandte sich ab und sah zum Fenster hinaus und schluckte die Thränen hinunter.

Die Dampfbahn hielt an der Station. Fräulein Lonny stieg aus und ging gewohnheitsmäßig über die Brücke und kam gewohnheitsmäßig vor ihrem Hause an. Sie war abgemattet. Den ganzen Tag hatte sie nichts gegessen und hatte es gar nicht bemerkt. Sie wollte auch jetzt nichts essen. Nur unbemerkt in ihr Zimmer kommen und die Gardinen herablassen und den Kopf in das Kissen drücken und so liegen, nichts sehen, nichts hören, nichts denken.

Sie stand oben vor der Thür, steckte den Schlüssel neben dem weißen Porzellanchild, auf dem „Pension Mertens“ stand, in's Schlüsselloch und drückte die Thür leise auf. Es war eigentlich überflüssig, man hörte die Klängen nicht lärmern, es war jetzt wohl niemand mehr zu Hause. Sie trat in ihr Zimmer: es dämmerte schon darin. Trotzdem ward ihr Blick gleich zu ihrem Schreibtisch gezogen. Es sah so aus, als ob da etwas läge. Ja, da lag etwas Weißes. Sie wollte klingen, aber ihr schwindelte. Sie hielt sich am Bücherbrett fest, und nur ihre Blicke gingen hin. Es war ein Brief. Es war ein kleiner Brief auf Büttenpapier. Ihr Herz schlug zwei-, dreimal ganz laut und setzte dann aus: das Blut schoß ihr wie eine heiße Welle zu Kopfe.

Da kamen geschwinde, kurze, geschäftige Schritte heran; Frau Mertens trat, ohne anzuklopfen, in die Thür.

„Es ist ein Brief für Sie da, Fräulein Lonny,“ sagte sie wichtig. „Wären Sie nur lieber zu Hause geblieben. Er kam mit der Zwölf-Uhr-Post. Na, was ist Ihnen denn? Wissen Sie, wieder so ein Briefchen auf Büttenpapier. . . . Aber mein Gott, Sie sind ja ganz weiß!“

Fräulein Lonny nahm sich zusammen, ging auf den Brief zu, zog eine Haarnadel aus ihrem Haar und fing an, ihn damit aufzuschneiden.

Frau Mertens rieb einen Flecken von der Tischkante ab. „Es ist auch ein Herr hier gewesen,“ sagte sie, als der Flecken weg war. „Ein junger, blonder Herr“ — Fräulein Lonny nickte zusammen.

Frau Mertens lächelte diplomatisch. „Set'n Sie doch nicht bange, Fräuleinchen. Es ist derselbe Herr, den Sie in Ihrer Schublade links liegen haben. Ich rathe Ihnen nur, Sie müssen sich lieber wegen des Dienstmädchens immer abgeschlossen halten.“

Fräulein Lonny konnte sich kaum noch aufrecht halten. Frau Mertens nahm einen Refraktionsapparat von der Etagere und fing an, das Zimmer mit Jasminduft zu besprengen.

„Er hat auch gesagt, daß er wiederkommen wird — in ein paar Stunden. Wenn ich Ihnen raten darf, ziehen Sie sich mal ein bisschen hübsch an, jetzt muß er bald hier sein.“

Fräulein Lonny nahm ihren Brief, sprang mit einem Satz nach der Schlafzimmerschür, warf sie zu und schloß ab.

Sie zog den Brief aus dem Couvert und las bei dem schiedenden Licht vier engbeschriebene Seiten.

Dann sank sie am Fenster nieder und sah hinaus in den blauen Himmel, der immer blauer wurde, mit strahlenden glücklichen Augen. Dann sah sie wieder den Brief an, streichelte ihn und küßte ihn. Die Thränen ließen sich nicht halten, aber sie durfte jetzt nicht weinen, das machte sie häßlich. Und sie lachte unter Thränen, lachte und lachte.

Draußen klingen die Abendglocken an zu läuten.

Sie stand auf, strich sich das Haar zurecht, sah in den Spiegel und wunderte sich, daß sie so hübsch war. Griff wieder nach dem Brief, sah glücklich die kleinen, runden, eigenartigen Buchstaben an, machte das Fenster auf, athmete den Abendduft ein und sagte leise: „Nun ist mein Stern gekommen.“

Da klingelte es —

Nachdruck verboten.

Das Renaissance-Kostümfest des Schriftsteller-Verbandes in Berlin.

Eine gesellschaftliche Faschings-Predigt von Georg Malkowsky.

Der Fasching ist nun einmal die Zeit der Verkleidungen. Da das Anziehen eines anderen Menschen innerlich keine Bedenken hat, scheint es fast, als müßte man es, kurz vor der Zeit reuiger Selbsteinsicht, versuchen, sich wenigstens äußerlich los zu werden. Kleider machen Leute, und warum sollte es einem modernen Menschen nicht gelingen, einmal so zu thun, als ob er am Hofe der Mediceer die zweifelhafte Ehre genossen hätte, mit Pietro Aretino um Gunst und Gold der Großen zu werben. Besonders den Schriftstellern sollte es doch eigentlich bei der ihnen berufsmäßig zugeschriebenen Bildung gar nicht so schwer fallen, sich in die Zeit der Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften zurück zu versetzen. O diese Bildung! Sie beugt die Nacken, überhöht die Stirnen, veranlaßt die frühzeitige Benutzung von Brillen und Pincenez und macht durch all diese Wirkungen nichts unmöglicher, als eben — das Tragen eines Renaissance-Kostüms.

Als vor etwa drei Jahren die Berliner Künstler ein morgentändisches Kostümfest veranstalteten, da war über die Säle der Philharmonie ein zarter Dämmerungs-Schimmer ausgegossen, der vom Hintergrunde des Podiums her, die Minarets einer Moschee verflüßend, durch den ganzen Raum zu zittern schien. Er glitt über die weißen Wände der Beduinens-Zelte hin, ließ hier und da eine Lanzenspitze aufstimmern und zog die Local-Töne zu der wohlthuenden Farberwirkung eines orientalischen Teppichs zusammen. Und dann erkante von der Höhe des Minarets her die zum Gebete rufende Stimme des Muezzins. Die Stufen der Moschee hinauf zogen die Scharen der Gläubigen und beugten sich tief mit über der Brust gekreuzten Armen und sprachen in uralten Hebräer-Tönen: Allah il Allah! Und selbst die Damen — es ist schwer, ihnen diese Tugend zu verzeihen — hatten die Selbstentfaltung so weit getrieben, daß sie ihr Antlitz vor den Blicken der Männer verhüllten und nur die Augen gar feurig hervorstulpen ließen zwischen Stirn- und Kinnloch.

Als aber die Schriftsteller ihr Renaissance-Fest feierten in demselben Saale der Philharmonie um das Jahr des Heils

1893, da sorgten sie zunächst für die nöthige Helle im Saal, auf daß man sie so recht bewundern könne — die Fliederpracht der Masken-Garderobe. Und Männlein und Fräulein sahen gar ehrsam gereiht auf den Rohrstühlen der Restauration in grauer Bekleidung vor einem sorglich niedergelassenen Vorhang und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Inzwischen betrachteten sie einander durch Lognetten und Operngläser und konnten nicht in die rechte Renaissance-Stimmung hineinkommen, weil sie sich von den letzten Wällen bei Geheimraths und Commerzienraths erzählen mußten. Als man sie aber unmerklich hinüberführen wollte in die schöne Zeit der zwingenden Gewalt des Einzelwesens, da trat ein schwarz gekleideter Herr vor den niedergelassenen Vorhang und verstande einem verehrten Publico in wohlklingenden Versen, daß Shakespeare, Cervantes und Hans Sachs gar große Dichter gewesen seien, die man unter allen Umständen bewundern müsse. Und dann trat Shakespeare mit Othello und Desdemona, mit Hamlet und Ophelia, — auch der Eiel aus dem Sommer-nachts-Traum fehlte nicht — vor denselben Vorhang und in dieselbe Beleuchtung hinein, versicherte gleichfalls, daß er ein großer Dichter gewesen sei, und bewies es durch die Aufführung der Scene zwischen Coriolan und Aufidius. Cervantes aber that desselben Gleichen, und Hans Sachs mochte mit seiner deutschen Viderbeit nicht zurückziehen hinter dem höfischen Stolz seiner Kollegen. Auch sie ließen etwas von sich auf-führen.

Vor dem Podium aber sahen die kostümirten Männlein und Fräulein und hätten so gerne auch ohne Beweis geglaubt, daß Shakespeare, Cervantes und Hans Sachs große Dichter gewesen, denn sie waren eigentlich dahergekommen, nicht um der Literatur willen, sondern zu Mummenschanz und Tanz. Damit hatte es aber gute Weile, und als man eine Pause heimtückisch dazu verwandte, in einer entlegenen Ecke einen Tanz zu improvisiren, da war es ein Walzer, und seine Klänge erschollen herein zu dem nicht gerade an Minnesang und Sonett-Dichtung erinnernden Text „Keins Liebchen mein unterm Nebendach“. Die eigentliche Tanzlustbarkeit leitete ein ehrsam abgeschrittenes Menuett ein, das die Herren und Damen von den Höfen der Mediceer, Philipps II. und der Königin Elisabeth mit einer „Grandezza“ tanzten, die zur ängstlichen Umschau nach dem veranlaßte, was man zur Zeit des Keiserochs und der Fuder Perrücke „Grazie“ zu nennen pflegte.

Etwas von der überschäumenden Kraftfülle der Renaissance kam erst in die festliche Literatur-Veranstaltung, als die Schaar der jungen Künstler und Kunst-Akademiker „des trockenen Tones satt wurde“. In dem einen Genossen Raphael's, der gerade über einem Baldachin, auf dessen sich abschragende Fläche sich eine Fülle regellos hingestreuter Blumen ergoß, seine in verschiedene Farben gekleideten Beine von der Brüstung der Balustrade herabhängend ließ, steckte mehr vom Geist und Blut der Renaissance, als in dem ganzen sonstigen Fest-Arrangement. Und als derselbe Jüngling sich erhob und eifrig auf seiner Fiedel geigend, mit der übertriebenen Anmuth, die wir auf alten Gobelins bewundern, auf der Brüstung der Logen entlang balancirte, da mag selbst in die Herzen der dort thronenden Vollmütter ein Funken jenes Geistes geprüßt sein, der in dem modernsten Renaissance-Werk, im ewig jungen Faust, sein Wesen treibt.

„Wozu der Lärm, was steht dem Herrn zu Diensten?“

Nun, es galt einmal, an dem, was man gemeinhin in der Gesellschaft ein Kostümfest nennt, zu zeigen, wie man solche Feste nicht arrangiren soll. Das Geheimniß des Erfolges liegt in der Befolgung des einen Grundsatzes: „Man theile die Gesellschaft nicht von vorne herein in Acteure und Zuschauer. Man stude mit allen Mitteln der Kunst die gewollte Zeitstimmung hervorzubringen und zwingt so den Einzelnen, sich in den Charakter seines angenommenen Gewandes hineinzuleben.“ Die Stimme des Muezzins auf dem erwähnten Künstlerfeste wirkte mehr, als die schönsten Prolog-Verse, und der Beweis, daß Shakespeare, Cervantes und Hans Sachs große Dichter gewesen, bringt dem modernen Menschen, der sich in Tricots, Wamms und Barett unheimlich genug fühlt, die Renaissance-Zeit wahrlich nicht behaglich näher. Ein Maskenfest soll nicht den Humor darstellerisch vortreiben, sondern ihn zu lebendiger Bethätigung anregen und ihn überprühen lassen in geistvoller Wechselwirkung von Geist zu Geist, von Lippe zu Lippe.

Nachdruck verboten.

In der Wachau.

Siehe das Bild auf Seite 49.

Die Landschaft, welche ein Motiv aus der Wachau, unterhalb des durch sein berühmtes Benedictiner-Stift bekannten Marktflodens Weis in Nieder-Oesterreich, wiedergibt, gehört zu den besten Werken des Wiener Akademie-Professors Eduard von Lichtensfeld. Der ganze Zauber der Romanit strömt uns aus dem Wilde entgegen, das in allen seinen Einzelheiten trotz der Natur abgelascht erscheint. Dieser Friede ruht über der abgelegenen Waldhöhe, die einen weiten Blick in's Land hinaus gewährt, und auf welcher der Biegenhiet mit seiner Herde ein beschauliches Dasein führt. Aber die verwitterte alte Eiche, die im Mittelpunkt des Bildes steht, läßt darauf schließen, daß auch hier mancher Sturm gewüthet hat. Professor Eduard von Lichtensfeld, der im Laufe dieses Jahres sein sechzigstes Lebensjahr vollendet, ist zwar ein geborener Wiener, der seine ersten Studien an der Wiener Akademie gemacht hat, an der er seit länger als zwanzig Jahren eine erfolgreiche Lehrthätigkeit entfaltet. Aber seinem künstlerischen Schaffen hat sein Aufenthalt in Düsseldorf die Richtung gegeben, die noch heute für ihn maßgebend ist. Dort, in den Jahren 1857 und 1858, schloß er sich eng an Karl Friedrich Lessing an, dessen Einfluß auf ihn in seinen Bildern unmerkbar hervortritt.

Nachdruck verboten.

Diehmarkt in Oberbayern.

Siehe das Bild, Seite 56.

Der Regierungs-Bezirk Oberbayern ist, von der Landeshauptstadt München abgesehen, vorwiegend von einer Ackerbau treibenden Bevölkerung bewohnt. Nicht nur auf dem Lande, sondern auch in den kleinen Städten sind Gewerbe, Handel und Industrie verhältnismäßig

schwach entwickelt, und Ackerbau und Viehzucht bilden die Hauptquellen des Wohlstandes. Selbstverständlich ist unter diesen Verhältnissen in jeder kleinen Stadt der Viehmarkt ein wichtiges Ereigniß, das aus weitem Umkreise die Menschen zusammenlockt. Natürlich werden auf diesen kleinen Märkten fast nur Gebrauchsthiere zusammengetrieben, während der eigentliche Stolz der Züchter, die Pracht-Exemplare sorgfältig cultivirter Rassen, für die große Thiergärten des Münchener October-Festes zurückgehalten werden. Diese Pracht-Exemplare sind der Luxus des reichen Bauern; der kleine Bauer muß darauf bedacht sein, daß er den Preis, den er für ein Pferd oder ein Stück Hornvieh anlegt, auch wieder herandwirtschaftet. Es wird auf diesen Viehmärkten daher viel gefeilscht, und wer nicht betrogen werden will, muß sich vorsehen. Der Münchener Maler Robert Schleich — wenn wir nicht irren, ein Sohn des berühmten Landschafters Eduard Schleich — hat die auf dem Gemeinde-Anger einer kleinen oberbayerischen Stadt spielende Scene mit kräftigen Strichen festgehalten.

Nachdruck verboten.

Eheglück.

Brief an eine Braut.

Von Marie von Redwitz.

Mein liebes Kind!

Du schreibst so froh, so befligt von Deiner Verlobung, daß ich vertrauensvoll mit in Deinen Jubel einstimme, dennoch mahnt mich die liebende Sorge, über all Deinem jungen Liebesglück auch den Ernst Deines Schrittes zu bedenken. Darüber will ich Dir ein paar Worte sagen, die Du in einer ruhigen Stunde beherzigen magst.

Du meinst natürlich — wie die Mehrzahl der jungen Paare — mit der Hochzeit das Ziel aller Glückseligkeit erreicht zu haben und jetzt bald in ein irdisches Paradies eingetreten zu sein. Oft genug hast Du zwar das Gegentheil bei Anderen beobachtet können, Dich vielleicht auch theoretisch bemüht, anzunehmen, es könne auch Dir das Schicksal störend in den Weg treten, im Grunde aber hast Du das doch nie für möglich gehalten.

Du denkst, da Eure Liebe eine innige ist, vor allen Enttäuschungen gesichert zu sein; damit das aber wirklich so sei, müßt Du vor Allem trachten, daß Euer Glück ein gesundes, natürliches bleibe. Zwingt Dich deshalb, stets die Wahrheit zu sehen und sie als solche zu würdigen, damit bewahrt Du Euch vor Exaltation, die leicht den Keim eines späteren Unglücks in sich trägt. Verliebt dichten sich so gerne gegenseitig allerlei schöne und glänzende Eigenschaften und Tugenden an, die entweder gar nicht oder doch in viel geringererem Maße vorhanden sind, einzig aus dem Bedürfnis, im Gegenstand ihrer Neigung etwas Hervorragendes zu sehen, dessen Besitz ihrer romantischen Eitelkeit schmeichelt. Dies hat dann Enttäuschungen zur Folge, die doppelt gefährlich sind, weil sich kein Theil den Selbstbetrug eingesteht, sondern alle Schuld auf den Anderen wälzt.

Du sagst: „Ich muß glücklich werden,“ und meinst, der Wunsch genüge schon; Du erwartest es sogar ganz sicher als pflichtschuldigen Tribut vom Schicksal.

Jeder Theil verlangt nach Glück, als ob es zu haben wäre wie Brod, oder als ob man mindestens darauf warten könne, wie auf einen schönen Tag zu einem Ausflug. So Wenige bedenken, daß sie vor Allem gegenseitig den Willen haben müssen, einander glücklich zu machen, und daß erst in dem bewußten Streben das wahre und dauerhafte Glück enthalten ist. Das dauernde Glück fällt nicht als solches vom Himmel, es will errungen sein!

Betrachte die stets glücklichen Brautpaare und blicke um Dich, wie wenig wirklich glückliche Ehen man findet!

Die jungen Paare bringen ja größtentheils warme, herzliche Neigung mit in die Ehe. Diese beglückende Liebe, die giebt und empfängt, weil sie gar nicht anders kann, ist sehr schön, aber nicht sicher dauernd, wenn nicht dafür gesorgt wird, daß sie stets Nahrung erhalte gleich der Flamme, die erlöschen kann, wenn man sie achtlos flackern läßt, im guten Glauben, sie werde, einmal entzündet, fortbrennen. Aus eigenem Verdienst muß erst eine andere Eigenschaft noch hinzugefügt werden, damit sie eriarke und aushalte, sonst bringt sie jeder Schicksalschlag, jede Täuschung in Gefahr. Die Liebe muß durch die Treue gestützt sein, denn verliebtes Geländel bindet auf die Dauer nicht.

Wenn zwei Menschen sich ein eigenes Heim gründen, so ist das ein ernster, wichtiger Schritt; denn jetzt heißt es, auf dem Felde, das die Verhältnisse Jedem zuweisen, die beste Kraft einsetzen.

Weist ist es dem Manne erst durch die Berufs-Thätigkeit möglich gemacht, sich seine eigene Häuslichkeit zu schaffen, deren Pflege dann zum größten Theil der Frau zufällt, die sorgen soll, daß ihm eine wirkliche Ruhestätte nach den Mühen des Berufslebens winkt. Sie hat sein Glück so gut in Händen, wie er das ihrige, denn nur in den seltensten Fällen findet ein Theil unabhängig vom anderen Befriedigung. Weist werden Beide glücklich oder Beide elend.

Und wo das Glück aufhört, fängt schon das Unglück an. Lachend zieht die Liebe in's Herz, und weinend schleicht sie hinweg. Warum sie geht? fragen wir.

Unvermerkt, ganz allmähig ist sie oft verschwunden, obwohl die Menschen dieselben geblieben scheinen und ihnen auch kein besonderes Unglück zugefallen ist. Und doch — die Liebe ist schwand, — sie wissen sogar selbst nicht mehr, weshalb sie je gekommen, warum sie je geglaubt, sie werde ewig dauern!

Eines giebt dem Anderen die Schuld, und Dritte sagen: „Sie verstehen sich nicht.“

Das Unrecht liegt in solchem Falle fast immer auf beiden Seiten, wenn einzelne Mißverständnisse zu einer gegenseitigen Abneigung geführt haben. Die Unseligen wären gewiß zu Anfang fähig gewesen, sich zu verständigen und sich in einander zu fügen, aber da Keines den annähernden Schritt gethan, ist die Klüft immer größer und endlich unausfüllbar geworden, während ein Wort, eine kleine Aufmerksamkeit zur rechten Stunde die Dissonanzen hätte verschwinden machen können. Darum vermeide die kleinsten Mißharmonien und habe stets den festen Willen, sie aufzulösen, noch ehe ein Tag darüber hinweggegangen. Erforsche ehrlich Dein Gewissen und halte Dir auch Deine Fehler vor, ehe Du sie ganz auf Deines Mannes Seite schiebst. Gesteh Dein Unrecht frei und lenke die Vermittelung ein, selbst, wenn Du Dich mehr im Rechte

glaubst. Wolle nicht mit kindischem Trost, Rechthaberei oder gar Thränen Deinen Willen behaupten, denn das setzt Dich in den Augen Deines Mannes herab, selbst, wenn er Dir nachgibt.

Mache auch keine Vorwürfe und zeige nie Mißtrauen, denn das wirkt wie ein giftiger Stoff, der jedes Vertrauen zerstört und kein gesundes Eheleben aufblühen läßt. Traue im Gegentheil dem Manne stets das Beste zu und gib ihm dadurch die Lust, das zu sein, wofür er sich gehalten fühlt. Halte ihn hoch, damit er sich selbst hoch hält.

Das ist aber weit entfernt von Ueberhebung, die nur Unzufriedenheit nährt. Fühle Dich und ihn nur als Glieder der Menschheit, trachte daher, Euerem Glück und Unglück nicht die Wichtigkeit eines Ausnahme-Falles beizumessen. Schau vielmehr um Dich, und Du wirst sehen, wie Dein Leben dem vieler Anderen gleicht. Passe Dich den allgemeinen Bräuchen an und besonders dem Thun und Treiben der socialen Kreise, in die Du durch die Stellung Deines Mannes eingetretet bist. Kannst Du vielleicht auch den Menschen nicht von Herzen nahe treten, so erfülle ihnen gegenüber wenigstens alle Höflichkeits-Formen und suche gut zu machen, wenn Dein Mann etwas darin verjäumt haben mag. Achtest Du auf Alles, so wirst Du die Harmonie, in der Deine Häuslichkeit und Deine eigene Person mit der Außenwelt steht, wohlthuend empfinden.

Stelle Dich zu keinem Berufsleben nicht fremd und nimm so viel Antheil daran, als ihm lieb scheint. Theilst Du seine Interessen, so wirst Du auch zu schätzen wissen, wie viel Zeit und Kraft er diesen opfern muß, wirst keine ungerechten Ansprüche an ihn machen und Dich nicht gleich vernachlässigt fühlen, wenn er sich Dir weniger widmen kann.

So nothwendig es ist, daß Du über alle größeren wirtschaftlichen Fragen unterrichtet seiest, so sehr ist es wieder Deine Pflicht, ihm die Kleinlichen Sorgen des Haushaltes fern zu halten. Trachte über die Vermögens-Verhältnisse stets im Klaren zu sein, damit Du nicht etwa in Versuchung kommst, zu viel auszugeben, weil Dein Mann Dir die Wünsche nicht abschlagen will oder kein so guter Haushalter ist.

Gehe in die Welt, sobald Du siehst, es ist seiner Stellung von Vortheil, und betrachte das als Pflicht, wenn es Dir auch kein Vergnügen macht. Findest Du aber Freude daran, so vernachlässige darüber Dein Haus nicht, denn die Geselligkeit wird Dir doch nie zur wahren Herzens-Befriedigung werden, und diese hast Du, in welcher Stellung Du Dich auch immer befinden magst, von Nothen, um eine gute und eine glückliche Frau sein zu können.

Du mußt immer auch bedenken, daß die Befriedigung des Mannes nicht so ausschließlich im häuslichen Leben wurzelt wie die der Frau; Deine erste Pflicht aber ist es, ihm die Häuslichkeit unentbehrlich zu machen, damit er nicht Anregung und Erholung auswärts zu suchen hat. Mache ihm darum sein Heim lieb, lasse ihn sich gewöhnen, frohen Herzens an dasselbe zu denken, und trachte jeden Familientag in ein kleines Fest umzuwandeln, das auch er gerne begehrt.

Sei stets bereit, ihm Gesellschaft zu leisten, wenn er nach Hause kommt; mache Dich in dieser Zeit von wirtschaftlichen Geschäften frei, oder verrichte nur solche, die Du in seiner Gegenwart thun kannst. Siehst Du ihn abgesspannt und ruhebedürftig, so gib Dich zufrieden und lasse ihn ausruhen. Duale ihn nicht mit Ansprüchen und verlange nicht immer angebetet und bewundert zu werden, denn damit langweilst Du ihn und erreichst nur das Gegentheil. Dennoch darfst Du eine Art von Kofetterie Deinem Manne gegenüber nie außer Acht lassen. Selbst wenn das Zusammenleben längst zur Gewohnheit geworden, darf es nie eines gewissen Reizes entbehren. Banne in seiner Anwesenheit aus Deiner Umgebung möglichst die Prosa des Lebens in Gestalt zerissener Kleidungsstücke. Diese Kleinigkeiten sind nicht ohne Wichtigkeit, denn es ist der Rahmen, in dem sich Deine Person zeigt, die dem Gatten gegenüber nie ganz banal werden soll. Zerstreue nicht den zarten Nimbus, den die junge Frau in den Augen ihres Mannes hat, denn mit ihm schwindet leicht auch etwas von seiner Liebe.

Du wirst vielleicht jetzt denken, es sei zu viel Last und Verantwortung auf Deine Schultern gewälzt — nicht zu viel — aber immerhin genug. Und das aus dem einfachen Grunde, weil das Eheglück immer mehr in der Hand der Frau liegt, als in der des Mannes. Nur sie allein beherrscht die zahllosen kleinen Schattierungen, aus denen die häusliche Zufriedenheit und Behaglichkeit zusammengesetzt ist, die der Mann zwar wohlthuend empfindet, über die er sich aber in den meisten Fällen keine Rechenschaft ablegt.

Wenn Du alte Ehepaare noch mit Junigkeit verkehren siehst, die sich das Leben mit kleinen Aufmerksamkeiten ausschmücken, so war es sicher die Frau, die das Glück gepflegt und erhalten und dadurch auch den Mann daran gewöhnt hat, sein Theil darin zu leisten.

Fordern darfst Du die Opfer nicht, aber nimm sie an, wenn sie geboten werden; sie beglücken dann beide Theile, machen die Frau dankbar und den Mann zufrieden mit sich selbst, wenn er fühlt, er habe seinen Egoismus ihr zu Liebe über wunden.

Ein häufig citirtes Wort sagt: „Ehepaare leben entweder gegeneinander, nebeneinander oder für einander.“



Viehmarkt in Oberbayern. Nach einer Zeichnung von Robert Schleich. — Siehe Seite 55.

Haben die Gatten erst angefangen, nicht mehr dem gleichen Ziele zuzustreben, so fühlen sie das Gebundensein durch die Ehe auf das unangenehmste. Es schmerzt die Kette, und bald wird Eines dem Anderen zur Last, Eines dem Anderen zum Vorwurf. Statt gemeinsam zu wirken, haben sie eine feindliche Stellung gegeneinander eingenommen und sind somit zu den unglücklichen Menschen zu zählen, denn in dem gleichen Grade, wie ein harmonisches Zusammenleben beseligend wirkt, verbittert und demoralisirt ein erzwungenes Nebeneinanderleben.

Ertragen müssen es Viele, denen das Zusammenleben keinen Reiz mehr bietet. Die früher vorhandene gemeinsame Neigung ist abgekühlt, — entweder weil sie nicht tief genug war, oder weil sie nicht gepflegt worden ist. Die Interessen gehen nach verschiedenen Seiten hin, und ist die Stellung zu einander auch noch nicht zur drückenden Last geworden, so entbehrt sie doch der Herzlichkeit und der Lebensfreudigkeit.

Wöchte Deine Ehe, mein Kind, zu jenen gehören, in denen die Gatten für einander leben.

Wie wenig fühlen sich die Mühen des Lebens, wenn täglich der eigene Egoismus durch die Sorge um den anderen Theil abgeschwächt wird; wenn Jedes trachtet, dem Anderen alles Schwere zu erleichtern, alles Unangenehme aus dem Wege zu räumen, und ihm so den Beweis der opferfähigen Liebe giebt!

Aus dem „er“ und „ich“ ist das „wir“ geworden, und in dem beglückenden Wort liegt die Kraft der Ehe. Zwei Willen, zu einem gemacht, sind eine mächtige Schutzwehr gegen alle Schwierigkeiten der Außenwelt und gegen die Schläge des Schicksals. Mag kommen, was da will, vereint in ernster, abgekämpfter Liebe, werden sie jeden Kummer leichter zu ertragen wissen, Eines das Andere stützend, und jede Freude wird doppeltes Echo in ihren Herzen finden.

Und wie erlangt man dieses Glück? Nicht Reichthum, nicht Gesundheit, nicht äußere Ehren vermögen es hervorzurufen. Begegnest Du aber solch glücklichen Paaren und forschest Du nach, warum sie es denn eigentlich seien, so wirst Du finden, daß sie gemeinsame Ziele durch gemeinsame Arbeit zu erreichen suchen. Es ist immer ein gewisses Verdienst dabei, denn ihrer selbstlosen Liebe Opfer ist ihrer Liebe Segen geworden.

Habe Du den festen Willen, solchen Vorbildern nachzustreben, damit Du nach einer Reihe von Jahren sagen kannst: „Ich bin glücklich, und ich glaube glücklich zu machen!“

Redaktions-Post.

Gertrud H. in Breslau. — Statt sich am Anblick und am Duft der Blumen zu erfreuen, fragen Sie auch bei diesem zu den jartesten und ätherischsten gehörigen Genuße nach dem Woher und Warum. Das ist vielleicht nicht ganz frauenhaft, aber dafür echt deutsch, und um der letzteren Eigenschaft willen soll Ihnen eine Antwort, die übrigens erst durch Entdeckungen neuesten Datums ermöglicht ist, nicht verlagert sein. Durch die mikroskopische Untersuchung der einzelnen Blüthenhülle konnte festgestellt werden, daß die ätherischen Oele, die den spezifischen Blumen-duft bewirken, an der inneren Seite des Kelches und der Krone angesammelt sind. Die Außenfläche dieser Blüthenhülle weist eine größere Anhäufung von Harzstoff-Körnern und Gerbsäure auf; letztere bewirkt den bekannten berben Geschmack, den frische Blumen beim Zerkauen haben. Das Chlorophyll, dem das Grün der Wiesen und Wälder zu verdanken ist, bildet in seinen winzigen Bläschen Retorten, in denen die Erzeugung der genannten Substanzen erfolgt. An der Außenseite der Blüthe, wo die Sonnenstrahlen unmittelbar antreffen, setzt sich das Chlorophyll zu Gerbsäure und Harzstoff um, inwendig aber zu duftenden Oelen. So ist das Chlorophyll, welches der Pflanze das Vermögen ertheilt, aus Kohlenäure und Wasserstoff Kohlenhydrate, also aus „Luft“ organische Stoffe zu erzeugen, auch die Heimstätte der erquickenden Parfüms.

Anna K. in Birmingham. — Wenn Sie Ihrer Tochter eine praktische Ausbildung in Ihrer Heimath zu Theil werden lassen wollen, so finden Sie in Ihrer Vaterstadt die beste Gelegenheit. Der in Leipzig seit 1871 bestehende Verein für Familien- und Volkserziehung hat

in dem Seminar für Kinder-Wärtnerinnen und dem Lyceum für Damen Anhalten geschaffen, die der Erwerbs-Fähigkeit des weiblichen Geschlechtes dienen. Beide Anhalten stehen mit den Kindergärten des Vereins in Verbindung. Bewährte Lehrkräfte aus den höheren Lehranstalten Leipzigs geben den Schülerinnen allgemeine wissenschaftliche Ausbildung. In dem stattlichen Vereinshause ist Pension für auswärtige Schülerinnen, in der die jungen Mädchen Familien-Ansicht und hauswirtschaftliche Beschäftigung finden.

G. D. in Petersburg. — Wir sind untröstlich, Ihren Nationalstolz ein wenig verletzen zu müssen, aber die Petersburger Bibliothek nimmt, was die bloße Zahl der Bücher anbetrifft, erst die dritte Stelle ein. Die größte Bibliothek der Welt ist die „National-Bibliothek“ in Paris, die mehr als zwei Millionen gebundene Bücher und ungefähr 200 000 Manuscripte enthält. Nach ihr folgt das „Britische Museum“ in London, das 1 500 000 Bände besitzt, und die „Kaiserliche Bibliothek“ von Petersburg, die kaum mehr als 1 000 000 Bücher ihr eigen nennt. Die „Königliche Bibliothek“ in München enthält 900 000 Bände, jene von Berlin 800 000, von Dresden 500 000, die Bibliothek der Universität Göttingen ebensoviel und die Wiener Bibliothek 400 000 Bücher.

H. v. M. in Trier. — Die alte Devise des Bismarck'schen Wappens lautet: „Das Wegetraut sollst lassen haßen, hüte Dich, Junge, sind Reßeln dran!“ Neben dieser existirt aber auch eine jüngeren Datums, die Fürst Bismarck, wie er seiner Zeit gegenüber einem Beamten des Ministeriums des Auswärtigen, M. Büsch, äußerte, selbst sich aufgeschrieben hat, und diese lautet: „In trinitate robor.“ (In der Dreieit die Stärke)

H. M. in Königsberg. — Zu welcher Zeit man angefangen hat, Särge und Grabstätten mit Blumengewinden zu schmücken, ist schwer zu bestimmen. Sie werden sich schon mit einigen allgemeinen Andeutungen begnügen müssen. Im alten Testamente werden Kränze nur als heidnischer Opferdienst erwähnt, bei der Beschreibung der Leichenfeierlichkeiten des Patroklus und Hector sagt Homer nichts von Kränzen. Erst aus dem fünften und vierten Jahrhundert v. Chr. haben wir sichere Nachrichten, daß Griechen die Gräber der Todten schmückten und zwar an bestimmten Todtenfesten. Weit älter dagegen ist sicherlich die Sitte bei den Ägyptern gewesen, denn von diesen haben wir nicht nur Nachrichten, sondern die Kränze selbst noch von etwa 900 v. Chr., wenn nicht gar 1000 v. Chr. Allerdings weichen diese Kränze von unseren heutigen zum Theil sehr bedeutend ab. Neben solchen aus ganzen Zweigen finden sich auch vielfach aus einzelnen Blumenblättern zusammengesetzte, sogenannte genähte Kränze. Als Unterlage dienten fein gerissene Dattelpalm-Blattfiedern, und mit gleichem, nur noch feinerem Materiale wurde genäht. Benutzt wurden in erster Linie Blumenblätter der Nymphaea Lotus, einer Wasserrose, und Laubblätter von Mimosa's Schimperii, in die jene Blumenblätter eingewickelt wurden. Doch auch Delbaum-Blätter und Weidenröschen-Blumen, Blüthen des Rittersporns, Weidenblätter und Blumenblätter einer Malve, sowie unseres gewöhnlichen Klatzmohns fanden Verwendung.

A. E. in Dresden. — Durch die Güte eines Pariser Correspondenten geht uns auf Ihre Anfrage in Bezug auf Menu-Neuheiten noch die folgende Mittheilung zu, der wir gern Raum gewähren. „Auf die Speisefarten, die Menus bei Gesellschaften, wird hier seit einiger Zeit die luxuriöseste Sorgfalt verwendet, oft sind sie geradezu Kunstwerke, auf Pergament, Holz, Porzellan oder Seide gemalt, unter Verwendung aller möglichen Motive, wie Landschaften, Thier- und Stillleben, Obst- und Pflanzen-Motiverei.“

Bei dem Aufschwung, welchen die Amateur-Photographie, namentlich auf Reisen, genommen hat, kann es nicht in Erwägen setzen, daß in der diesjährigen Saison der Hauptschmuck der Menus Augenblicks-Bilder sind, welche der Herr oder die Dame des Hauses vergangenes Sommer auf Reisen oder in Bädern angefertigt haben. Vorwiegend sind es natürlich landschaftlich schöne Punkte, Prachtgebäude, originelle Bauernhäuser und dergleichen.

Etwas Gutes läßt sich diesen Speiszetteln nicht absprechen: sie liefern bei den oft heißen und in der Unterhaltung eintrübnigen Festessen Stoff zu Gesprächen, und für die Wirthin bieten sie Gelegenheit, von ihren Reisen zu erzählen.

Frau W. K. in Königsberg. — Zur Ergänzung unserer Antwort auf Ihre Anfrage, die neueste Mode im Gebrauch der Bisthen-Karten betreffend, fügen wir, auf Grund der freundlichen Zuschrift einer Leserin, noch die übliche Normalgröße der Karte hinzu: 11 cm Länge bei 5 cm Höhe.